22/1986 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Berühmte Straßen der Welt

Fünf Kilometer Geschichten

Besuch auf dem Newski

Der Dreh des Oberförsters

Von Schiffsschrauben für Schaluppen und Ozeanriesen

Chinas Reisschüssel

FREIE WELT in der fruchtbaren Schengdu-Ebene im Reich der Mitte

Zuneigung eines ganzen Volkes

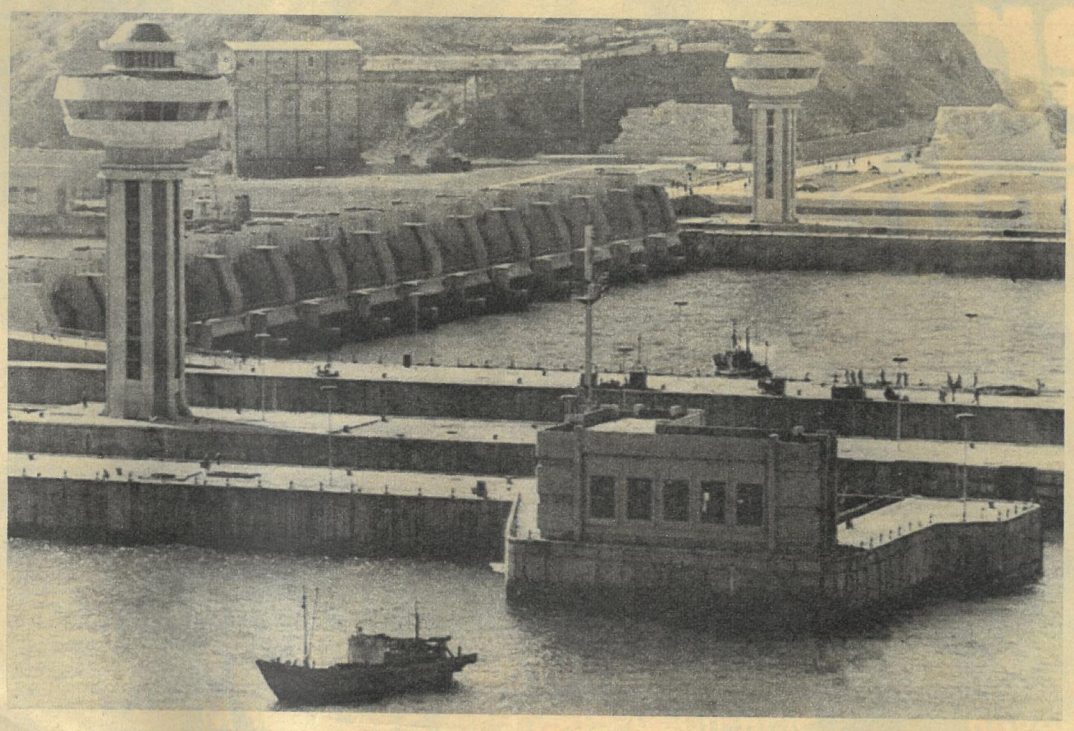
KDVR – erste Station der Asienreise Erich Honeckers

Der im sozialistischen Korea verehrte Dichter des 11. Jahrhunderts Kim Huangwon war ob der Schönheit der Phjòngjang umgebenden Landschaft und des Reizes der Menschen derart übermannt, daß er aus Verzweiflung seinen Tuschpinsel zerbrach und seine poetische Unzulänglichkeit beklagte. Was er dennoch in einigen Versen niederschrieb, ist noch an einer der Säulen des Pavillons Rjongwang (Drachenkönig) nachzulesen.

Im aufs Heute übertragenen Sinne: Der Chronist der Gegenwart, beauftragt, Phjòngjang in diesen Mitherbsttagen zu schildern, das Entgegenkommen, die Offenherzigkeit, die Sympathie der Menschen gegenüber ihren Gästen aus der DDR – er steht vor einem nicht minder schwierigen Unterfangen. Und er darf sich auf eine treffende staatsmännische Äußerung berufen: „Ich bin so beeindruckt, daß es mir schwerfällt, Worte dafür zu finden." – Erich Honecker bekannte es, gleichsam mit aufrichtigem Dank gegenüber seinem Gastgeber Kim Il Sung, und er fügte hinzu, diese Stunden würden ihm immer in Erinnerung bleiben. Es war die ablesbare Zuneigung eines ganzen Volkes zu unserem Land und seinem Repräsentanten, zu Gleichgesinnten im fernen Europa, zu Gefährten auf gemeinsamem sozialistischem Weg.

Dieser Geist sagte aus, was Erich Honecker und Kim Il Sung in ihren Beratungen konstatierten: Es muß alles, in Europa wie Asien, getan werden, um solche Aufbauwerke und Ziele, wie sie in der DDR und in der KDVR entstanden sind und angestrebt werden, zu schützen. Berlin und Phjòngjang waren kriegszerstört. Wenn auf breiten Transparenten über der Menschenmenge oder auf kleinen Plakaten inmitten von Kinderscharen „Es lebe der Weltfrieden" stand, so hat diese Forderung gerade auch auf koreanischem Boden erstrangige Berechtigung. Die machtvolle Kundgebung im Stadion von Phjòngjang mit beiden Partei- und Staatsführern, die ihr Verlangen nach weltweiter Abwendung eines atomaren Infernos bekräftigten, verband sich mit der anschließenden beeindruckenden Schau der Lebensfreude, die 50 000 Sportler gestalteten.

Wer wie Nordkorea einen Staudamm von 8 Kilometer Länge in kürzester Frist ge-



baut hat, ein Jahrhundertwerk auf dem asiatischen Kontinent, wer Kombinate, wie das von Täan modernisiert und ausbaut, hat zu Recht die Unterstützung – auch der DDR – in seinem Verlangen nach Friedenssicherung, einer kernwaffenfreien Zone auch auf der koreanischen Halbinsel. Erich Honecker hat diese Anliegen nach seinen Besuchen des Westmeerstaudamms bei Nampho (Fotos unten links) und des Täaner Großbetriebes nachdrücklich in den Verhandlungen, bei Gesprächen und auf dem Meeting unterstrichen. Hier offenbarte sich die Solidarität mit dem Brudervolk im Fernen Osten, wie sie ebenso von Kim Il Sung mit dessen Würdigung der DDR-Politik für kern- und chemiewaffenfreie Zonen in Europa bekräftigt wurde. Abrüstung nach den Initiativen der UdSSR lautete die gemeinsame Devise. Dafür der Dialog über Ländergrenzen und Kontinente.

Günter Stechow

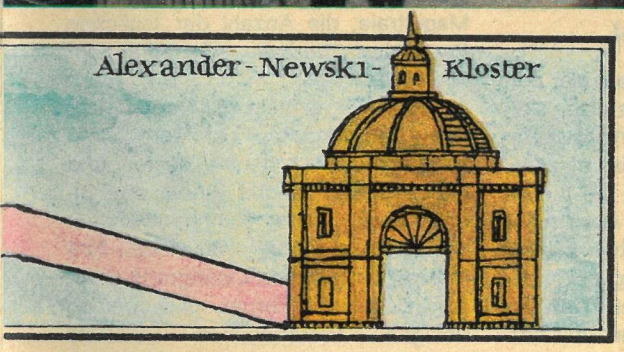
Fotos: ZB/Mittelstädt, Busch
Titelbild: Lothar Willmann

Zeichnung: Harald Larisch

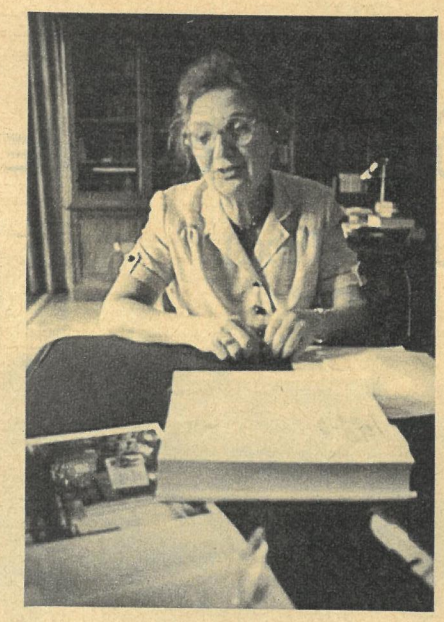
Der Newski

LENINGRADS BERÜHMTESTE STRASSE

Reportage von Fritz Jahn (Text)
und Lothar Willmann (Fotos)



Hier trank Puschkin seinen letzten Kaffee, bevor ihn der Sekundant zum Duell abholte. Hier sah Lenin der Krupskaja zum ersten Mal in die Augen. Hier bauten Rossi und Rastrelli, konzertierten Liszt und Wagner, promenierten Glinka und Tschaikowski, ruhen Lomonossow und Euler. Hier machte Dostojewskis erste Romanhandschrift Furore. Hier wurde Rasputin – Mönch, Abenteurer, Zarinnengeliebter – vergiftet, erstochen und sicherheitshalber auch noch ertränkt. „Hier also war's, wo alle russischen Romane begannen und endeten, die erfundenen und die wirklichen." (Kisch)



Maria Moritschewa, stellvertretende Direktorin der Öffentlichen Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek: „Am Newski begeistert mich immer wieder, daß fast jedes Haus mit einem denkwürdigen Ereignis verbunden ist. – Wir unterhalten enge wissenschaftliche Beziehungen zur nationalen Klassikpflege in Weimar, außerdem gibt es eine interessante Zusammenarbeit mit dem Akademie-Verlag der DDR bei der Herausgabe der Marginalien Voltairs; drei Bände sind erschienen, sechs weitere werden folgen."

Der Newski

Gleich zu Anfang, hinter der Admiralität, hat der Newski etwas schluchtartiges, bis auf 25 Meter rücken die Häuserzeilen zusammen: die alte Petersburger City mit ihren Geschäftszentralen, am wuchtigsten gibt sich Nummer 9, die einstige Wawelberg-Bank, venezianischer Dogenpalast imitiert aus dunklem schwedischen Stein, heute kassiert darin die Aeroflot. Wo er beginnt, ist der Newski am schmalsten, vermerkt der Reiseführer, wie ein Fluß an der Quelle.

Kisch sah das anders.

Er trat vom Moskauer Bahnhof auf die Straße. Nach drei Kilometern Fußmarsch am Haus 1 angekommen, geriet er ins Schwärmen: „Ganz großartig, schöner als der Markusplatz, wird der Newski dort, wo er zu Ende ist, wo er in einem grandiosen Delta von Skulptur, Architektur und Natur sein Ziel erreicht, Mündung des ganzen russischen Landes in die Newa zu sein. Da leuchtet eine lange Spitze aus dunklem Gold über dem Figuren- und Säulenreichtum des Admiralitätsturmes, da rieselt der Springbrunnen und strecken sich die Bäume des Alexandergartens, da schickt sich Peter der Große an, mit seinem Pferd über den Fluß zu springen, da spreizen sich Senat und Synode und Garde-Manege, und da strotzt im alten Rot der Winterpalast, sichernd umschlossen von einem massiven Kreis der Ministerialgebäude." (Aus „Zaren, Popen, Bolschewiken", 1927.)

Am Anfang war Peter

Peter der Große ist der Vater dieser Stadt. Unter Salutschüssen legte er am 16. Mai 1703 den Grundstein. Zehntausende Bauarbeiter, Leibeigene aus allen Teilen des Landes, starben an Entkräftung und Sumpffieber. Kaum ein Platz, der von seinen natürlichen Gegebenheiten her so ungeeignet war für eine Großsiedlung wie das morastige Newa-Delta. Doch der Imperator setzte seinen Willen durch, mit rücksichtsloser Energie und eiserner Hand. Er wollte Rußland ein „Fenster zum Meer" bauen, und er mußte es zu diesem Zeitpunkt und an dieser strategisch günstigen Stelle tun. „Niemand konnte sich eine große Nation vorstellen, die von der Küste und deren Flußmündungen abgeschnitten ist... Rußland konnte die Newa nicht in den Händen der Schweden belassen, die ein natürlicher Zugang zu den Märkten des nördlichen Rußland war... Peter I. nahm all das in Besitz, was unbedingt zur normalen Entwicklung seines Landes notwendig war." (Karl Marx)

1712 rückte St. Petersburg an Moskaus Stelle als Hauptstadt des russischen Reiches. Der Newski gehört zu den ältesten Verkehrsverbindungen der Stadt. „Große Perspektivstraße" hieß er zunächst, war aber bloß eine Schneise, sechs Jahre nach Stadtgründung durch Wald und Sumpf geschlagen, um die Admiralitätswerft, wo Rußlands Flotte entstand, mit der Nowgorod-Moskauer Landstraße und mit den Teerlagern am Smolny-Hof zu verbinden. Mit der Zeit siedelten sich einige Leute an. Schöne Perspektive das: Bauernhäuser, Wäsche zum Trocknen über die Zäune gehängt, auf Stöcke gestülpte Tontöpfe, vereinzelt windschiefe Verkaufstische. Peter, den Verehrer holländischer Solidität und Akkuratesse („Zar und Zimmermann", Lortzing-Fans wissen Bescheid), störte die Schlamperei. Ein späterer Ukas von allerhöchster Stelle verbot, „jegliche Dinge an der Newski-Perspektive aufzuhängen" und gestattete Handel mit Eßwaren „nur in weißen Monturen".

Wie der Newski zu seinem Namen kam

Für viele Touristen endet der Newski, wo die erwähnte Schneise dereinst auf die Nowgoroder Chaussee traf, am heutigen Moskauer Bahnhof. Die Hauptstraße geht jedoch, leicht abgeknickt und bescheidener (keine Kirchen, Brücken und Paläste mehr, nur Mietshäuser) noch anderthalb Kilometer weiter bis zu jener Stelle, an welcher der Zar 1710 ein Kloster gründete. Es war dem in Rußland populären Feldherrn Alexander Jaroslawowitsch zugeeignet, der 1214 an der Newa einen großen Sieg erfochten hatte, weshalb er den Beinamen Newski erhielt und heiliggesprochen wurde. Die Kirche sollte Petersburg in seiner künftigen Rolle als Hauptstadt stärken, so Peters Absicht bei der Stiftung des „Heiligen Alexander-Newski-Dreifaltigkeitsklosters".

Ein Ukas befahl, „für die Durchfahrt Seiner Kaiserlichen Majestät und Seiner durchlauchten Familie sowie für die Gläubigen und für die armen Pilger item für den tagtäglichen Bedarf des Klosters über den 600 Sashen messenden unpassierbaren Sumpf" einen Knüppeldamm zu legen. Das Geld für dessen aufwendige Instandhaltung suchte man eine Zeitlang durch Wegegebühren aufzubringen, 5 Kopeken je Reiter und Pferd, 10 für die zwei-, 20 für die vier- und 30 Kopeken für die sechsspännige Kutsche, „nur Pilger, die zum Kloster gehen", hieß es in der Anordnung, „und unbemittelte Fußgänger haben nichts zu entrichten".

Knappe zweihundert Jahre, nachdem die ersten Bäume gerodet und die ärgsten Moorlöcher zugeschüttet worden waren, zeigte sich der Newski-Prospekt, wie die Straße seit 1783 genannt wurde, in seiner endgültigen Gestalt als Repräsentations-, Geschäfts- und Wohnstraße von europäischem Rang. 1738 hatte die planmäßige Bebauung begonnen, 1766 war der Abriß aller Holzhäuser verfügt worden; die aus der alten Metropole herbeibeorderten Adligen wurden gehalten, sich vornehme Wohnsitze zu errichten. Eine „Kommission für den Massivbau in St. Petersburg" sorgte dafür, daß die Baufluchtlinien streng eingehalten wurden und keines der neuen Steingebäude vier Stockwerke überstieg. Hervorragende Architekten aus dem In- und Ausland hinterließen ihre Handschrift: Woronichin (Kasaner Kathedrale) Rastrelli (Palais des Grafen Stroganow), Vallin de la Mothe (Kaufhof Gostiny Dwor), Rossi (Puschkin-Theater), Stakenschneider (Palast des Fürsten Beloselski-Beloserski) und andere mehr.

Euphorischer Gogol

„Es gibt nichts Schöneres als den Newski-Prospekt", begeisterte sich Nikolai Gogol, „jedenfalls nicht in Petersburg; für Petersburg ist er alles. Womit kann diese Straße, die Zierde unserer Hauptstadt, aber auch nicht glänzen! Ich bin sicher, keiner ihrer blassen, mit Amt und Rang bekleideten Bewohner würde den Newski-Prospekt für alle Güter der Welt hergeben. Er ist der einzige Ort, an dem sich die Menschen zeigen, ohne zu müssen, an den sie nicht die Notwendigkeit oder das merkantile Interesse treibt, von dem ganz Petersburg erfaßt ist. Kein Adreßbuch und kein Auskunftsbüro vermitteln eine so zuverlässige Kunde wie der Newski-Prospekt. Der Newski-Prospekt vermag alles! Er ist die einzige Zerstreuung in dem an Lustbarkeiten armen Petersburg! Wie sauber seine Bürgersteige gekehrt sind, und mein Gott, wie viele Füße ihre Spuren auf ihm hinterlassen haben! Sowohl der plumpe schmutzige Stiefel des abgedankten Soldaten, unter dessen Gewicht selbst der Granit zu bersten scheint, als auch der federleichte winzige Schuh der jungen Dame, deren Köpfchen sich den blitzenden Schaufensterscheiben zuwendet wie die Sonnenblume dem Licht, als auch der klirrende Säbel des von Hoffnungen geschwellten Fähnrichs, der einen scharfen Kratzer in ihn einritzt..." (Aus der Erzählung „Der Newski-Prospekt", 1835.)

Noch oft ist der Newski danach in die Literatur eingegangen, auch durch Stefan Zweig, der zu einer Zeit ins Land kam, als die Sowjetmacht jung und Peters Schöpfung, nunmehr Leningrad geheißen, nicht mehr Hauptstadt war. Bei aller Sympathie für das Neue – was er sah, stimmte den bürgerlichen Humanisten trübe: „Denn so überlebendig, so zukunftsfreudig Moskau jetzt anmutet, so ausgelaugt, so abgeklungen, so petrifiziert das alte Petersburg. Theatralisch, ja majestätisch hebt sich noch immer die großartige Kulisse aus Stein, aber das Licht ist verloschen, die Schauspieler abgetreten. Unverändert breit und mächtig strömen die asphaltierten Boulevards durch die Stadt, der Newski-Prospekt vor allem, sieben Kilometer lang und so breit wie die Champs-Élysées, aber man könnte abends beruhigt dort Tennis spielen auf dem verlassenen Asphalt, denn ganz selten nur kreuzt ein Wagen oder ein holperndes Automobil seine leere Bahn." (Aus dem Essay „Reise nach Rußland", 1928.)

Nachtrag zu Zweig

In den fünfziger Jahren nahmen Leningrads Verkehrsplaner die Lastwagen vom Newski, auch die Straßenbahnschienen wurden entfernt, dennoch blieb es dick genug: Sechsspurig drängen sich Busse und Personenautos heutzutage in den Spitzenzeiten aneinander vorbei. Und die Menschen erst! Etwa 15 000 gehen gleichzeitig über den Hauptteil der Magistrale, die Anzahl der täglichen Passanten beläuft sich auf gut 600 000.

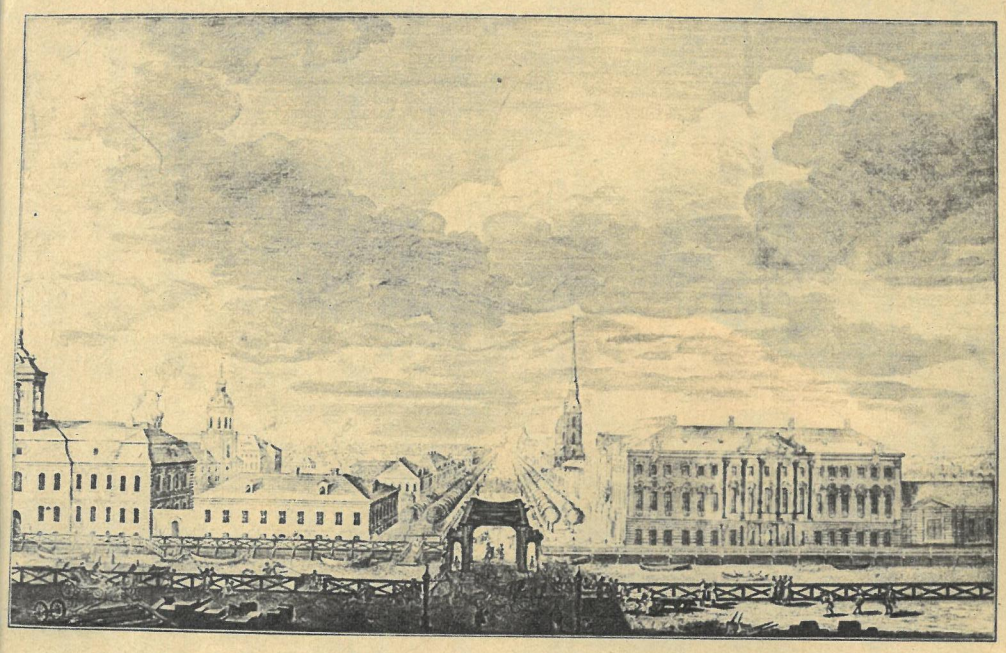
An der viereinhalb Kilometer langen Hauptstraße befinden sich: sechs Museen, neun Theater und Konzerthallen, sechs Kinos, drei Bibliotheken, zehn Buchhandlungen, der Zentrale Pionierpalast, dazu fünf Metrostationen und Leningrads größter Bahnhof. Ferner die beiden riesigen Warenhäuser „Gostiny Dwor" und „Passage" sowie Hunderte von Ständen, Läden, Imbißstuben, Cafés und Restaurants. Nur 15 Prozent der Newski-Passanten sind „Transit"-Gäste, 85 von 100 kommen, um zu sehen, zu kaufen, sich zu unterhalten und, wie könnte es anders sein, sich an der unverwechselbaren Schönheit der Hauptstraße zu erfreuen.

Worin liegt sie begründet?

Im ausgewogenen Verhältnis zwischen Straßenbreite und Häuserhöhe, in den menschlichen Maßstäben dieser Architektur? Nie fühlt man

---

Straßenbekanntschaft (rechts). Roman Perow, mit 103 Jahren möglicherweise ältester Anwohner: „Der Newski-Prospekt war und ist die Seele unserer Stadt."



So sah der Newski in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus. Der durch Wald und Sumpf gelegte Knüppeldamm hatte sich in eine Repräsentationsstraße verwandelt. Die Stadtgrenze bildete damals der Fluß Fontanka.

Der Newski zu Puschkins Zeiten. Links das Gebäude der Stadtduma, des Rathauses, in der Mitte das heutige Hotel „Europa", im Hintergrund das Michail-Palais, seit 1917 Staatliches Russisches Museum.

Der Newski

sich von Steinmassen erdrückt. In der streng ausgerichteten Front der Fassaden, die sich immer wieder öffnet, um überraschende Blicke in seitliche Tiefen zu eröffnen? So wenn der Newski auf seinen ersten beiden Kilometern die drei Wasserläufe Moika, Gribojedow-Kanal und Fontanka überquert oder wenn er ausufert zu Grünanlagen mit weit zurückliegenden Bauten wie am Platz der Künste mit dem Russischen Museum oder am Ostrowski-Platz mit Katharinen-Denkmal und Puschkin-Theater… Und zu all dem dann noch der Gedanke, welche großen Geister in diesen Häusern gewirkt haben, wie viel Geschichte und wie viele Geschichten sich abgespielt haben auf dieser

Vitali Fomin, künstlerischer Leiter der Leningrader Philharmonie: „Viele große Schriftsteller haben über den Newski geschrieben wie über ein Lebewesen; wir sind ein Teil davon. Viermal bereits haben wir in der DDR gastiert, das letzte Mal 1984 zur Eröffnung des Schauspielhauses. Wir kommen gern wieder, vielleicht schon im nächsten Jahr."

Straße, die einst mit Holz gepflastert war, damit das Hufgetrappel nicht so hallte!

Haus 18: Puschkin für zwei Rubel

Mit einem Schlag ist der Menschenfluß Newski von Wolkenstores verdeckt. Man weiß, daß es ihn gibt, aber man hört und sieht ihn nicht mehr. An den Wänden hängen Original-Kupferstiche aus dem alten Petersburg, mitten im Raum wachsen Lampenbäume mit goldenen Blättern und gläsernen Vögelchen. Stehgeiger und Pianistin tun ihre Pflicht, Kellner desgleichen, nachdem sie den Gast gehörig ausruhen ließen. Salat Caprice, Medaillons mit Kaviar und Schokoladeneis werden abends auch oben serviert, wo alles noch vornehmer ist, schon die Treppe verströmt einen Hauch Ermitage. Doch das eigentliche Menü ist dann geistiger Art: Puschkin, Achmatowa, Mandelstam, gelesen, rezitiert und gesungen von anerkannten Künstlern der Stadt.

Zwei Rubel kostet das Betreten der Insel „Literatur-Café" zu jeder Tageszeit, das erklärt, warum man nicht warten muß wie anderswo vor den Lokalitäten, geduldig stehend mit Buch oder Zeitung in der Hand. Sitzen darf man dafür, wo einst der „Stolz der russischen Nation" verweilte. Puschkin war Stammgast, wartete hier im Kaffeehaus „Wolff und Beranger" am 27. Januar 1837 nachmittags von drei bis vier auf den Sekundanten, der ihn mit dem Pferdeschlitten zum Duell abholte. Lermontow deklamierte tags darauf vor den Gästen ein Gedicht, in dem er den heimtückisch gewollten Tod des Dichters beklagte. Dostojewski schloß in diesem Raum Bekanntschaft mit Petraschewski, der einen der ersten Zirkel Rußlands leitete, in dem sich die junge Intelligenz mit dem utopischen Sozialismus beschäftigte. Gerade war „Arme Leute" fertig geworden, sein erster Roman. Nekrassow kam eines Abends angelaufen, das Manuskript unterm Arm, sehr angetan. Belinski las es und gab es an Turgenjew weiter, beide sagten Dostojewski eine glänzende Zukunft voraus.

Ehe wir's vergessen, man trifft viele der Großen am anderen Ende des Newski wieder, versammelt auf dem Friedhof des Klosters: die Baumeister Woronichin und Rossi, die Komponisten Glinka, Borodin, Mussorgski, Tschaikowski und Rubinstein, die Gelehrten Lomonossow und Euler, den Fabeldichter Krylow, Dostojewski… Die letzte Siedlung der Ruhmbekränzten, jedes Grabmal steinerne Symbolik im Geschmack der Zeit, ist eine Sehenswürdigkeit für sich.

Kasaner Kathedrale: rotes Tuch

Wir setzen uns zu den müden Fußgängern zwischen Springbrunnen und Blumenrabatten. Die Grünanlage hat sich ein zaristischer Polizeichef ausgedacht, es hat aber nichts genützt, die Demonstranten sind trotzdem weiter gekommen.

Am 6. Dezember 1876 versammelten sich an die 400 Leute. Ein junger Mann stieg die Treppe zur Kathedrale empor, winkte mit der Schirmmütze um Ruhe und sprach von den mutigen Revolutionären, die in den Zarengefängnissen für die Sache des Volkes leiden. Ein anderer junger Mann wurde von seinen Freunden auf die Schultern gehoben, er hielt ein rotes Tuch in seinen weit ausgestreckten Händen. Die Menge klatschte Beifall, schrie hurra und ging den Newski hinunter. Das war die erste politische Demonstration mit proletarischer Beteiligung in der Geschichte Rußlands und das erste Mal im Land, daß die rote Fahne erhoben wurde. Der Redner hieß Georgi Plechanow, Bergbaustudent, der Fahnenträger Jakow Potapow, ein Arbeiter. Mehr als 30 Teilnehmer wurden verhaftet und zu Schwerarbeit und Verbannung verurteilt, nachdem die überraschten Gendarmen eingegriffen hatten.

Immer wieder und immer mehr zog es die selbstbewußter werdenden Arbeiter in den Folgejahrzehnten zum Newski. Hier in der Prachtstraße des Imperators vor den Palästen der Reichen konnte die neue Klasse ihren Machtanspruch am sichtbarsten erheben. Hier schossen Soldaten im Zarenrock 1905 am Petersburger Blutsonntag blindlings in eine Masse friedlicher Bittsteller, hier gingen Arbeiter in Uniform im Februar 1917 zu ihren kampfentschlossenen Brüdern aus den Fabriken über. Hier rüsteten am 7. November vor 69 Jahren Arbeiter und Soldaten zum letzten Sturm auf das Winterpalais.

Augenzeuge John Reed: „Am Newski kam wieder ein Panzerauto um die Ecke gebogen und ein Mann schrie, seinen Kopf aus dem Türmchen heraussteckend: ‚Los, hinüber und angegriffen!'… In der Dunkelheit bahnten wir uns mühsam unseren Weg über Haufen geschnittenen Holzes, die den Zugang zur Polizeibrücke versperrten, und sahen vor dem Stroganow-Palast einige Soldaten beschäftigt, ein Dreizollfeldgeschütz in Stellung zu bringen… Den Newski hinab promenierten unübersehbare Menschenmassen. Die ganze Stadt war offenbar unterwegs. An jeder Straßenecke Ansammlungen und hitzige Debatten. Wachposten standen an den Kreuzungen, jeweils ein Dutzend Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett; rotgesichtige alte Männer in kostbaren Pelzmänteln drohten ihnen mit der Faust, elegant gekleidete Frauen kreischten Verwünschungen. Die Soldaten, verlegen lächelnd, gaben ausweichende Antworten… Panzerwagen fuhren die Straße auf und ab. Sie trugen die Namen der alten Zaren – Oleg, Rurik, Swjatoslaw – und in riesengroßen Buchstaben aufgemalt die Aufschrift ‚RSDAP' (Rossiskaja Sozial-Demokratitscheskaja Rabotschaja Partija), Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands." (Aus „Zehn Tage, die die Welt erschütterten".)

Geschäft an Geschäft, zwischendurch Paläste, palastartige Häuser und Sakralbauten (hier die Holländische Kirche unweit der Moika), so präsentierte sich die Sankt Petersburger Magistrale zu Beginn unseres Jahrhunderts.

Über die Prachtstraße der Reichen zogen jahrzehntelang die Armen, um ihren Anspruch zu erheben. Der Newski war 1918 auch Schauplatz der ersten Maidemonstration der im Oktober 1917 zur Macht gekommenen Arbeiter.

Gostiny Dwor: Wo Lenin entwischte

Wir betreten das Warenhaus mit den tausend Metern Fassadenlänge und bleiben für ein Weilchen links vom Zentraleingang vor der Geschenkabteilung stehen, wo vor der Revolution die Wolfsche Buchhandlung war. Hier hängte der junge Lenin seine geheimen Verfolger ab und tauchte in den Einkaufswaben des weitläufigen Gebäudes unter. Etwa 20 Häuser des Newski haben auf irgendeine Weise mit Lenins Leben in den Jahren zwischen 1890 und 1917 zu tun. Hier wohnte er als Student möbliert. Hier kaufte er (in Nr. 28, heute „Haus des Buches") die „Ökonomische Geschichte von England" in englischer Sprache, frisch aus London eingetroffen. Hier führte er (Haus 97) sonntags „endlose Gespräche" mit der jungen Krupskaja, die in einer Abendschule für Arbeiter unterrichtete. Hier (Haus 139) studierte er Proletenleben auf Hinterhöfen. Hier (Haus 77) beriet er sich mit Freunden 1897 vor der Verbannung nach Sibirien...

Mit dem Newski verbunden ist auch ein Erlebnis, das Lenin sehr schmerzlich traf und ihn darin bestärkte, daß gesellschaftliche Veränderungen niemals durch anarchistische Aktionen bewirkt werden können.

Die Vorgeschichte: Im Herbst 1880 eröffneten zwei Mitglieder der terroristischen Gruppe „Narodnaja Wola" (Volkswille) unter falschem Namen als Ehepaar Kobosew in der in den Newski mündenden Malaja Sadowaja einen kleinen Käseladen. Angehörige der Organisation trieben aus dem Kellergeschäft einen Gang unter die Straße und installierten eine Mine darin. Sie sollte elektrisch gezündet werden, sobald der Zar auf seiner tagtäglichen Fahrt vom Winterpalais zur Michail-Manege darüber hinwegrollte. Am 1. März 1881 war es soweit, doch Alexander II. änderte ganz plötzlich seine Route. Für diesen Fall sollte eine Bombe in die Staatskarosse geworfen werden, was auch geschah. Der Sohn des Getöteten ließ zum Gedenken eine Kirche bauen, ihr Altar hatte an der Stelle zu sein, wo das Blut des Zaren auf das Pflaster floß. Newski-Besucher sehen die an die Basilius-Kathedrale auf dem Moskauer Roten Platz erinnernde Auferstehungskirche (Spas na krowi) am Gribojedow-Kanal.

Auf den Tag sechs Jahre nach dem geglückten Attentat wollten andere Mitglieder der „Narodnaja Wola" versuchen, Alexander III. auf gleiche Weise umzubringen wie seinen Vater. Bei ihren Spaziergängen zwischen Admiralität und Anitschkow-Palast trugen sie mehrere Bomben bei sich, eine war als dickes Buch getarnt. Sie wußten nicht, daß sie von der Polizei beobachtet wurden. Einer der fünf zum Tode verurteilten und im Mai 1887 Hingerichteten hieß Alexander Uljanow, er war 21 Jahre alt und Lenins älterer Bruder.

Haus 37: Brennholz als Lesekarte

Die stellvertretende Direktorin führt uns ins Allerheiligste der 27-Millionen-Bände-Sammlung. Wir lassen unsere Augen ehrfürchtig über die 7000 Bücher zählende Bibliothek Voltairs wandern, wir nehmen – das geht besser zu zweit – ein metallbeschlagenes Werk von Thomas von Aquino in die Hände, vor mehr als 500 Jahren in Nürnberg gedruckt. In Gedanken aber sind wir noch bei dem, was man uns von der Blockade erzählte.

Der Newski in Frost erstarrt. Schlitten, auf denen Verhungerte gezogen werden. Frauen, die Wasser aus den Eislöchern der Fontanka schleppen. Zettel an mit Brettern vernagelten Schaufenstern: „Zimmere Sarg und repariere Filzstiefel gegen ein Stückchen Brot."

Trotz alledem – die Öffentliche Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek hat nicht einen Tag pausiert. Ihre Leser saßen in Wattejacken und Militärmänteln im Arbeitszimmer des Direktors oder in der Kantine, wo sie einen winzigen Ofen mit mitgebrachtem Brennholz fütterten, Licht spendeten aus Kartuschen gefertigte „ewige" Lämpchen. Und während die Kanonen der Faschisten weniger als 15 Kilometer vom Newski standen, arbeiteten Bibliotheksangestellte gewissenhaft an einem Auftrag für den Sieg: Sie hatten Material zusammenzutragen für

Newski 1942. „Bürger! Bei Artilleriebeschuß ist es auf dieser Seite besonders gefährlich!" Diese Aufschrift an einer Hauswand erinnert noch heute an die 900tägige Blockade, der mehr als 600 000 Leningrader zum Opfer fielen.

Nina Kusmina, verantwortlicher Sekretär der Leningrader Abteilung der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR: „Der Newski – das ist seit sechzehn Jahren mein Weg zur Arbeit. Und viele Wege führen von hier aus nach Dresden. Für 1987 bereiten wir schon jetzt die ‚Leningrader Tage' in unserer Partnerstadt an der Elbe vor."

Der Newski

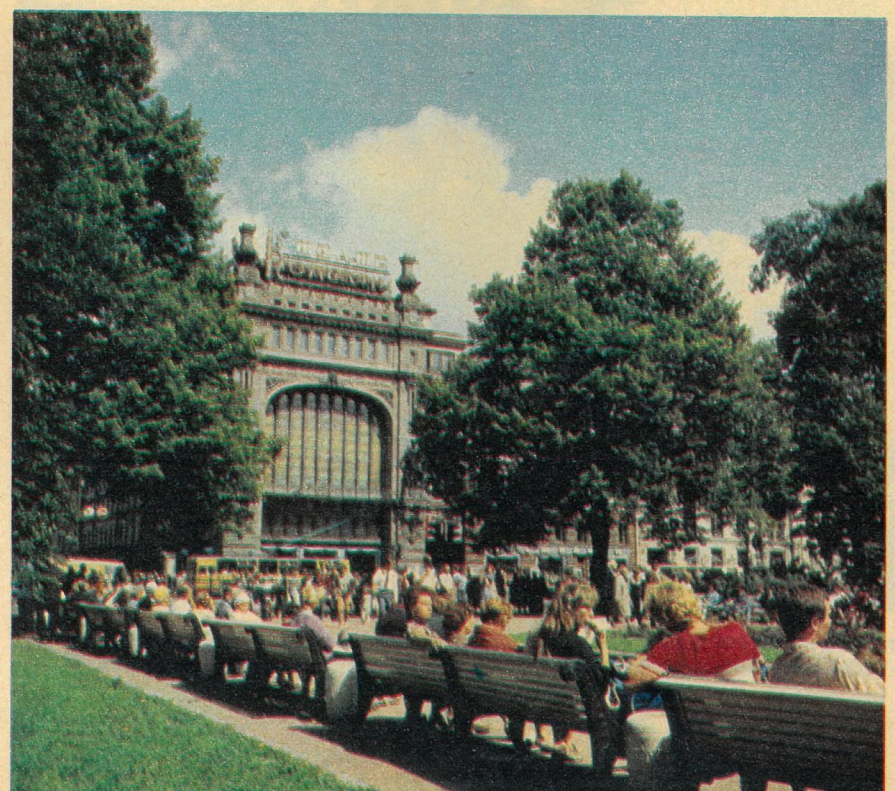
eine militärische Karte von Berlin, der Hauptstadt des Aggressors…

Philharmonie: Sinfonie mit Pauken und Granaten

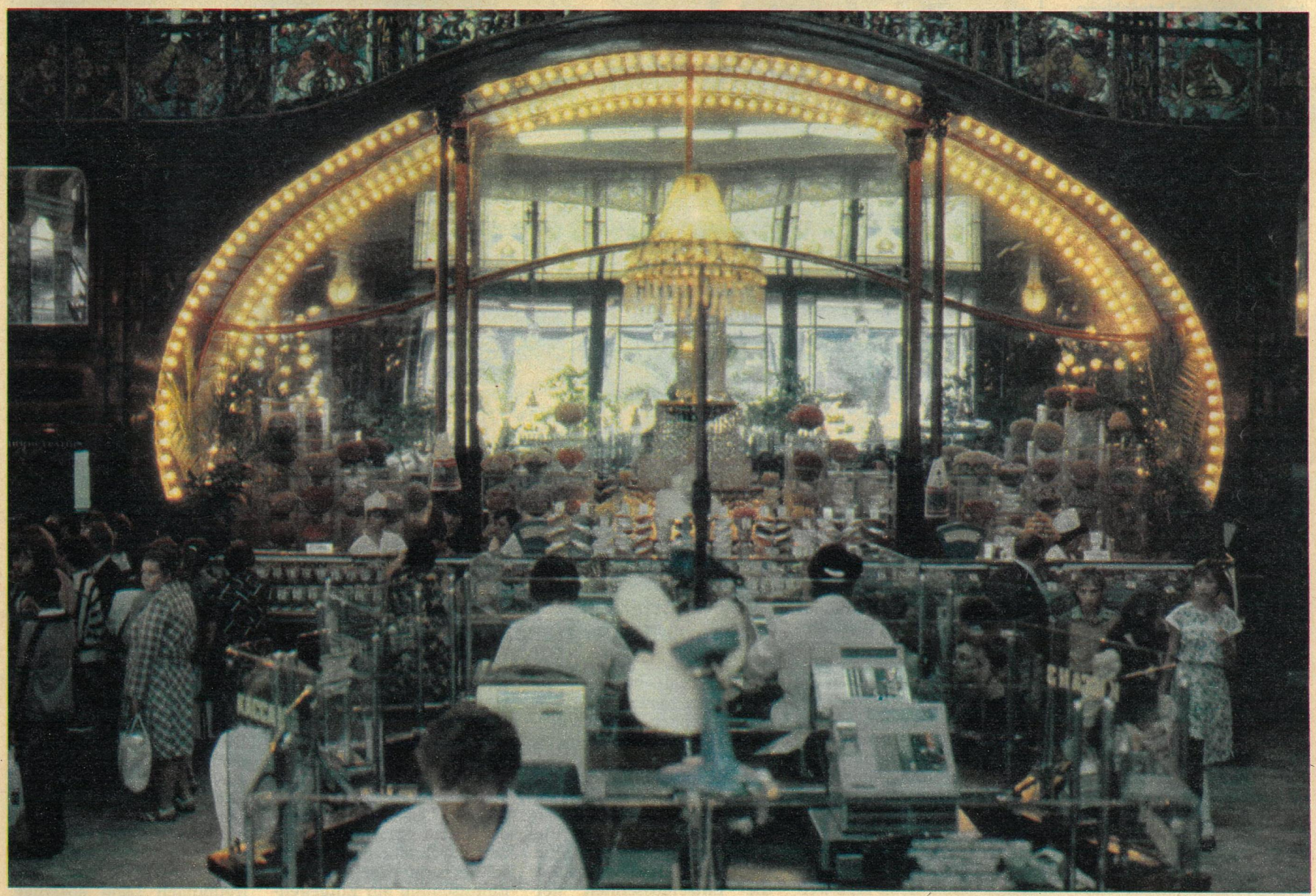
Zum Saisonausklang '86 ein Abend der Rhapsodien, Stehplätze für die Empore haben wir noch ergattern können. Ein schwedischer Komponist, ein Franzose, Gershwins Rhapsodie in Blue und Lizst natürlich mit seiner ungarischen. Man möchte die Augen schließen, um nur noch zu hören, und man möchte doch auch den Säulensaal genießen: Weißer Marmor, rote Polster, kristallene Lüster. In diesem Saal hat Liszt gespielt, zweimal. Und Berlioz und Rachmaninow. Und die Schumanns waren da, Clara am Flügel, Robert im Parkett. Und Richard Wagner hat dirigiert. Und Tschaikowski seine letzte Sinfonie, eine Woche, bevor er starb. Schaljapin sang…

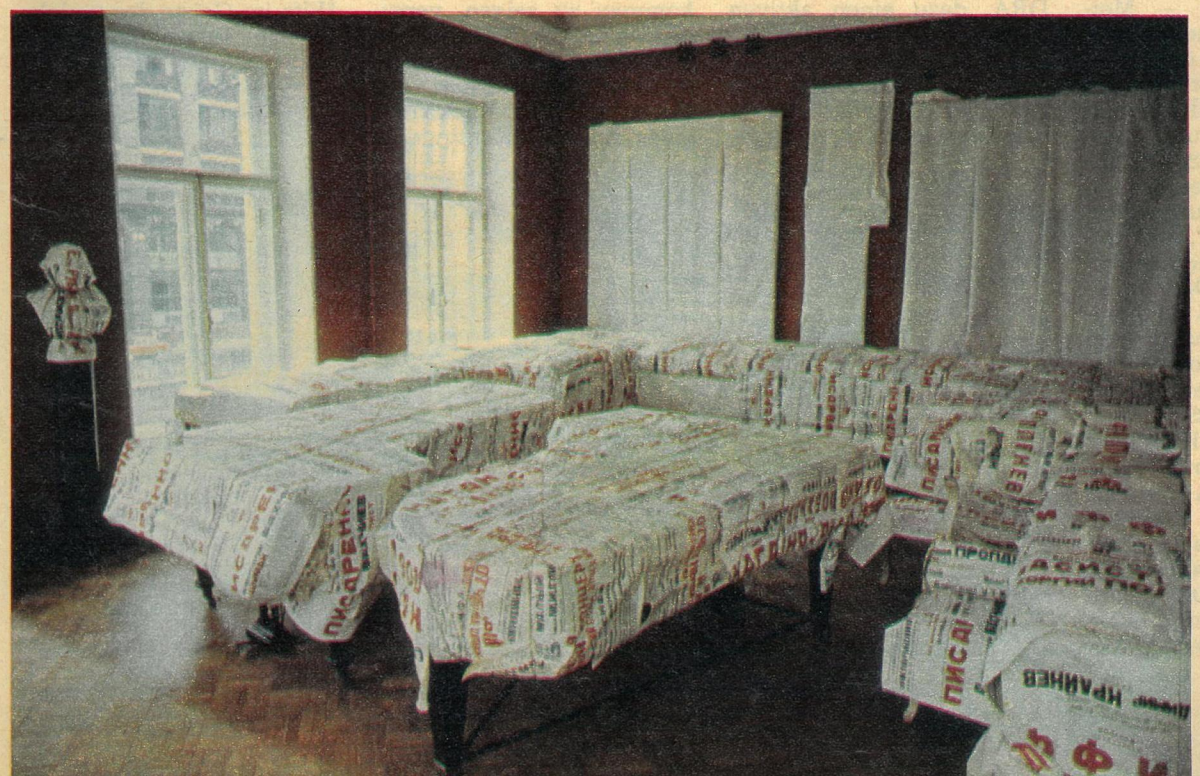
Der gefeierte junge Dirigent da unten war sicher noch nicht geboren, als Schostakowitsch über die Dächer dieses Viertels rannte, um Brandbomben zu löschen. Danach stieg er wieder hinab in sein ungeheiztes Arbeitszimmer, um weiter zu komponieren an seiner 7., der Leningrader Sinfonie – bis zum nächsten Fliegeralarm. „Der Führer hat befohlen, daß Petersburg vom Erdboden verschwinden soll. Nach der Niederlage Sowjetrußlands besteht keinerlei Interesse mehr für das Fortbestehen dieser Großstadt" verkündete das Oberkommando der faschistischen Wehrmacht. Den 9. August 1942 hatte Hitler als neuen Termin für die Erstürmung Leningrads festgesetzt. Am 9. August 1942 nahmen 100 Musiker

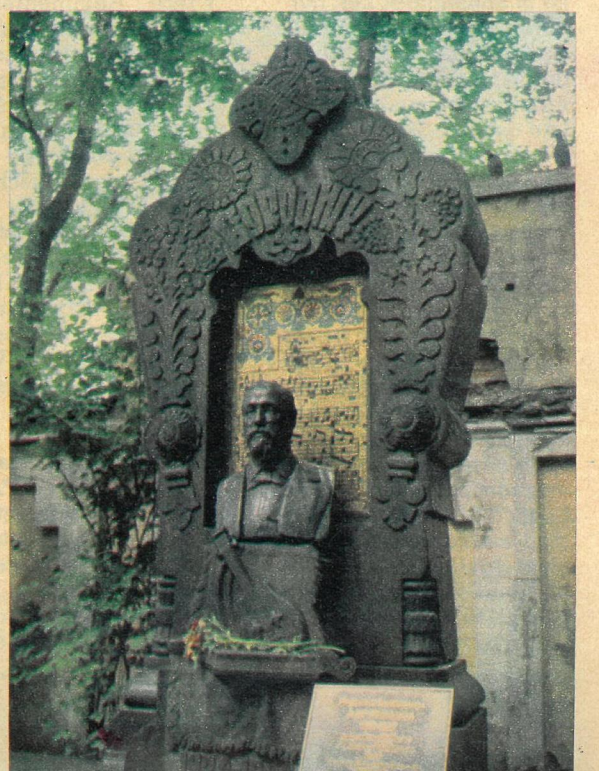
Fortsetzung Seite 43



Die Öffentliche Saltykow-Schtschedrin-Bibliothek besitzt eine der größten Sammlungen von Inkunabeln, von Wiegendrucken der Buchdruckerkunst vor 1500. Foto links: ein altehrwürdiger Lesesaal, der jetzt als Katalograum dient.
Rechts: Wo Puschkin wartete – das „Literatur-Café".
Mitte: Erinnert entfernt an ein Aquarium, das im Jugendstil gehaltene vormalige Geschäft der Gebrüder Jelisejew, heute „Gastronom Nr. 1" mit 35 000 Kunden täglich.
Untere Reihe von links nach rechts: Oase am Newski, der Ostrowski-Platz.
Europa vorm Hotel „Europa".
Schostakowitsch und Flügel wohlverwahrt – Ende der Saison im Kleinen Saal der Philharmonie.
Borodins Grab im „Komponistenviertel" des Alexander-Newski-Friedhofes.







Die Logik der Sache

32 von jenen 198 Bewohnern unseres Erdballs, die nach Juri Gagarin die Erde aus dem All sahen, versammelten sich für fünf Oktobertage in Budapest zum 2. Kongreß der Vereinigung der Raumfahrer ASE – der Association of Space Explorers. Es wurden Erfahrungen ausgetauscht und die Chancen der weiteren Zusammenarbeit bei großen Kosmos-Projekten und bei der Entwicklung der Raumflugtechnik im Interesse der Menschheit erörtert. Kosmonauten und Astronauten, die an verschiedenen Expeditionen mit sowjetischen und amerikanischen Raumschiffen teilnahmen, betonten einige Tage nach dem Treffen in Reykjavik nachdrücklich, daß in der Raumfahrt eine kosmische Koalition der Vernunft den Vorrang habe. FREIE WELT – Reporter Karl-Heinz Eyermann sprach in Budapest mit Raumfahrern.

Der niederländische Astronaut Wubbo Ockels, der 1985 als Wissenschaftler an Bord von Space Shuttle 70 Experimente durchführte: „Die Schwerelosigkeit eröffnet einzigartige Bedingungen zu forschen, im Laboratorium Weltall Dinge zu tun, die auf der Erde unmöglich sind und die den Menschen großen Nutzen bringen könnten."

Der saudiarabische Astronaut, Prinz Sultan Al-Saud, der 1985 an einem Flug mit Space Shuttle teilgenommen hatte: „Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit einer großen Besatzung aus Raumfahrern vieler Nationen starten könnte."

Raumfahrt-Veteran Russell L. Schweickart, der vor 17 Jahren mit seinem Apollo-9-Flug die Mondlandung vorbereitete: „Mein größter Lebenstraum ist eine bemannte Mars-Expedition. Ein solches Projekt ist in absehbarer Zeit nur durch eine weitverzweigte Kooperation, vor allem durch eine enge Zusammenarbeit zwischen den USA und der UdSSR möglich. Ich wäre glücklich, wenn ich mit Kosmonauten in einer Crew starten könnte."

Weltrekord-Kosmonaut Wladimir Solowjow, der erst vor wenigen Monaten den sensationellen interorbitalen Flug zwischen zwei Raumstationen – „Mir" – „Salut 7" – „Mir" – unternommen hatte: „Wir stehen jetzt an einem Scheideweg, aber nach allen Gesetzen der menschlichen Vernunft, der Logik der Sache, darf sich die Raumfahrt ihrer eigentlichen Bestimmung nach nur für friedliche, den Menschen Nutzen bringende Ziele entwickeln."

Abschied in Shindand

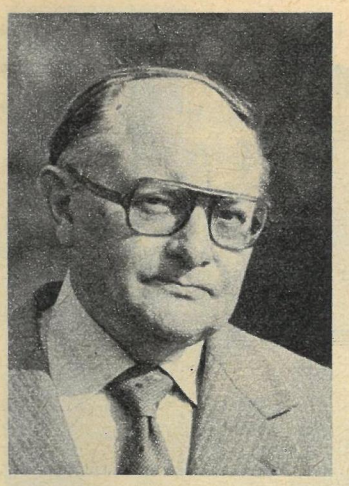
FW-Reporter berichten von der Rückführung sowjetischer Truppen aus Afghanistan

Die Blumensträuße, die Jungen und Mädchen mit ihren schwarz-rot-grünen Pioniertüchern den sowjetischen Soldaten zuwerfen, sind klein: mühsam zusammengesuchte Kostbarkeiten in der kargen Bergwelt Afghanistans. Die Pioniere winken der rund fünfzehn Kilometer langen Kolonne aus Panzern und Lastfahrzeugen hinterher, die einer Karawane gleich an uns vorbei auf der Straße in die Berge, nach Norden entschwindet. Knapp anderthalbtausend sowjetische Panzersoldaten mit ihren Offizieren und sämtlichen Ausrüstungen, ein ganzes Regiment, machen sich an diesem 15. Oktober als erste auf den Weg in die Heimat. In den kommenden Tagen folgen ihnen noch fünf weitere Regimenter – Motschützen und Flakeinheiten.

„Es ist eine Geste des guten Willens, ein Schritt, der die ehrliche Entschlossenheit der sowjetischen und unserer Partei- und Staatsführung zur politischen Lösung des Konflikts unmißverständlich beweist", sagt Genosse Najib, Generalsekretär des ZK der Demokratischen Volkspartei Afghanistans, auf dem bewegenden Meeting bei der Verabschiedung der Truppen in der Wüstensiedlung Shindand, neunhundert Kilometer westlich von Kabul (beide Fotos). Der DVPA-Generalsekretär würdigt die konstruktive sowjetische Haltung während des Treffens in Reykjavik. „Die politischen Initiativen und praktischen Schritte der UdSSR schaffen günstige Voraussetzungen dafür, daß ein neues Denken in den internationalen Beziehungen Realität werden kann", erklärt Najib. Er begrüßt die sowjetischen Bemühungen um ein weltweites Sicherheitssystem, das auch die Lösung regionaler Konflikte einschließt, und bekräftigt die Entschlossenheit der DRA, dazu einen aktiven Beitrag zu leisten.

Auf dem Meeting wird deutlich: Der vollständige Abzug aller Einheiten des in der Demokratischen Republik Afghanistan stationierten begrenzten Truppenkontingents der UdSSR wäre möglich, wenn die äußere Einmischung aufhören, die Unterstützung der konterrevolutionären Banden der Duschmanen beendet würde. Anstatt zumindest durch eine gewisse Beschränkung der äußeren Einmischung ein Entgegenkommen zu zeigen, versuchen z. B. die USA, in diesem Fall ihr Verteidigungsminister Weinberger, die Bedeutung des Rückzuges eines Teils des Kontingents der sowjetischen Truppen aus Afghanistan herunterzuspielen. Er behauptet, die Sowjetunion habe einige Wochen zuvor zusätzliche Einheiten nach Afghanistan gebracht, die angeblich die Aufgaben der jetzt abziehenden Truppen zu übernehmen hätten. Die afghanischen Streitkräfte zeigen jedoch, daß sie mehr und mehr in der Lage sind, die Revolution zu verteidigen. Ihre selbständigen Operationen in den letzten Monaten haben das bewiesen. Die Konterrevolution ist noch nicht zerschlagen, und alle, die den unerklärten Krieg gegen die Demokratische Republik Afghanistan weiterführen, sollten wissen, daß die Sowjetunion auch weiterhin dem befreundeten Land allseitige Hilfe im Geiste des proletarischen Internationalismus leisten wird.

Dietrich Pätzold (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



In tierlicher Sache

Auskunft für FREIE WELT gab Professor Dr. sc. Dr. h. c. Heinrich Dathe, Direktor des Tierparks Berlin.

Was führte Sie kürzlich in die Volksrepublik Polen, nach Stadt und Zoo Wrocław?

Die 41. Tagung des Internationalen Verbandes von Direktoren Zoologischer Gärten, eine Versammlung von knapp einhundert Mitgliedern, die alle namhafte Tiergärten der Welt repräsentieren. Die Zugehörigkeit ist personengebunden; mit ihr würdigt der Verband sowohl die wissenschaftlich-tierpraktischen Leistungen des Betreffenden als auch die Gesamtverfassung seines Gartens. Unsere DDR-Gruppe, in der außer Berlin auch Leipzig, Dresden und Halle seit langem vertreten sind, hatte die Freude, daß Dresdens neuer Leiter Dr. Hohmann sowie für den Thüringer Zoopark Erfurt Dozent Dr. Altmann aufgenommen wurden.

Sie selbst hielten den einführenden Vortrag über „Zoos als Bildungsstätten". Um welche Beschlüsse ging es auf der Tagung?

Knapp gesagt, um die Fortsetzung der gemeinsamen Linie, alle Möglichkeiten auszuschöpfen zur Erhaltung beziehungsweise Vermehrung gefährdeter Tierarten. Dabei soll möglichst immer der Tierschutz den Vorrang haben vor dem Kommerziellen (was bei Kollegen, deren Wirtschaftsführung stärker vom Gewinn abhängt als zum Beispiel in Kultureinrichtungen sozialistischer Länder, noch manchen Kompromiß erfordert). Insgesamt aber geht es weiter voran, nicht zuletzt mit der höchst nutzbringenden Gründung von Zuchtgemeinschaften.

Ist auch an neue Zuchtbücher gedacht?

Die rapid wachsende Bedrohung vieler Arten zwingt dazu. Mehr als vierzig internationale Zuchtbücher gibt es bereits. Doch – gemessen an den Nachrichten, die uns erreichen – noch immer nicht genug.

Was wird derzeit von der DDR betreut?

Die Nachweise für Tiger und Anoas (tropische Zwergbüffel) in Leipzig, für Eisbären in Rostock, für afrikanische Wildesel und asiatische Halbesel sowie den Cabot-Fasan bei uns in Berlin-Friedrichsfelde. Um den Mesopotamischen Damhirsch haben wir uns beworben.

Welche Neuigkeiten haben Sie aus den Mitteilungen Ihrer Kollegen erfahren?

Es gab sehr interessante Informationen über Gorillas und verschiedene Tieraffen, über Tiger und Wildpferde; am meisten beeindruckt hat mich der Bericht von der Aufzucht eines Tamandúa, dem wenig bekannten Kleinen Ameisenbären Südamerikas, der bis jetzt als „unzüchtbar" galt. Ein weiterer Beweis für die Tatsache, wie man mit der biologischen Arbeit, den Haltungsmethoden, der Ernährung und nicht zuletzt der medizinischen Betreuung in Tiergärten vorangekommen ist. Nachwuchs bei Kolibris und Killerwalen, bei allen Nashornarten, bei Bonobo (Zwergschimpanse), Brillenbär und Mähnenwolf – das hätten Fachleute noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich erklärt.

Auf Ihrem Kalender 1987, Herr Professor, ist der September besonders markiert. Da, im Jubiläumsjahr Berlins, erwarten Sie den Besuch Ihrer Verbandskollegen an der Spree…

Und zwar im Anschluß an die turnusmäßige Jahrestagung in Bristol. Der Hauptaspekt, auf den wir uns vorbereiten, ist die vielfältige Einwirkung des Tierparks auf Popularisierung und praktische Tätigkeit beim Naturschutz in der DDR. Schon heute freue ich mich darauf, den Gästen unsere prachtvolle Wisentherde im Damerower Forst an der Müritz zu zeigen.

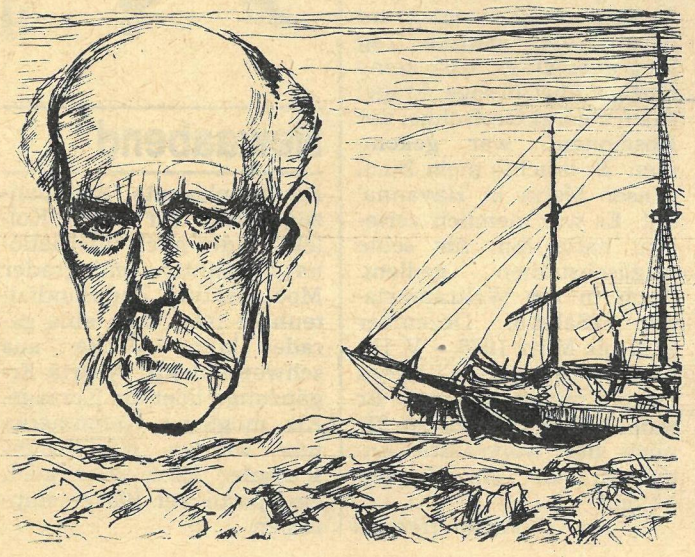
Abschließend gefragt: Was bedeutet der – im Duden nicht, noch nicht enthaltene – Ausdruck „tierlich" in Ihrem Munde?

Der soll nach der Übereinkunft deutschsprachiger Zooleute das alte, vorwiegend negativ geprägte Wort „tierisch" ersetzen. Schließlich lautet die entsprechende Ableitung von „Pflanze" nicht anders als pflanzlich…

Interview: Hans Frosch

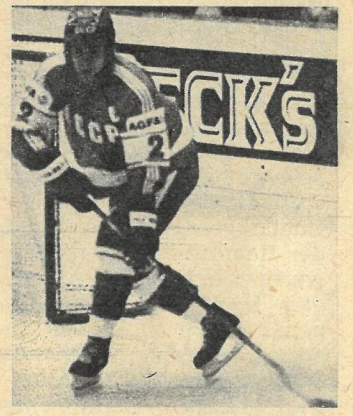
Das Credo des F. Nansen

Es ist nicht nachzuprüfen, ob dies Nansen auch so empfand: Im Herbst des Jahres 1921 steht er in Genf vor dem Völkerbund und am Beginn einer persönlichen Niederlage. Es ist genau die 25. Wiederkehr jenes Tages, als er mit seiner „Fram" (Zeichnung) nach einer erfolgreichen dreijährigen Polarexpedition in den heimatlichen Hafen einlief und damit den größten Triumph seines Lebens erfuhr. Fridtjof Nansen, ein Humanist der Tat, ein bürgerlicher Bundesgenosse in einer Koalition der Vernunft gegen die Geißeln der Menschheit, bittet an diesem Septembertage vor den Vertretern der Welt um Mittel für zwanzig bis dreißig Millionen vom Hungertode bedrohte Menschen. Er rechnet ihnen vor, daß weniger als zehn Prozent der Rüstungsausgaben der von ihnen repräsentierten Staaten dafür genügen würden – doch die Reaktion ist kühl. Denn jene Hungernden leben in Sowjetrußland. Wie kommt der am 10. Oktober 1861 in der Nähe von Oslo in einer Juristenfamilie geborene Nansen überhaupt dazu, sich derart in politische Dinge einzumischen? Sollte sich der promovierte Zoologe, Grönland- und Polarmeerforscher nicht ausschließlich seiner wissenschaftlichen Tätigkeit widmen? Er könnte – aber er darf nicht! Nansen verkörpert jenen modernen Typ des Wissenschaftlers unseres Jahrhunderts, dessen Ethos gesellschaftliches Engagement und Verantwortung für die Welt einschließen. Als Norwegen 1905 ein selbständiger Staat wurde, ging Nansen beispielsweise für zwei Jahre als Botschafter nach London. Oder als ihn nach Ende des 1. Weltkrieges der Völkerbund ersuchte, seine international anerkannte Autorität und Integrität als Oberkommissar für Kriegsgefangenenangelegenheiten einzusetzen, tat er auch dieses. Bereits 1919 erkannte Fridtjof Nansen die Hungersnot, die sich in dem von Weltkrieg, imperialistischer Intervention und Bürgerkrieg ausgebluteten Sowjetrußland anzubahnen begann. Tschitscherin, Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, antwortete auf Nansens Angebot: „In der gegenwärtigen Lage ist Nahrungshilfe von außen sehr willkommen, und die Sowjetregierung dankt Ihnen aufrichtig für Ihr warmherziges, menschliches Mitempfinden." Jedoch: Diese Hilfe wird von den imperialistischen Regierungen verweigert. Hofften sie, daß der Hunger schafft, was ihre Waffen nicht erreichten? Nämlich Sowjetrußland niederzuzwingen? Fridtjof Nansen handelt schließlich allein. 1921 noch mobilisiert er weltweit Organisationen und richtet Sammelstellen ein; in Genf arbeitet sein Zentralbüro, in Berlin sein Stellvertreter Dr. Frick, in Riga treffen die Lebensmittel ein, in Moskau werden sie an die Hungerzonen verteilt. Nansen selbst bereist monatelang das Land. 1922 erscheint sein Buch „Rußland und der Friede". Es enthält das Credo des inzwischen zum Friedensnobelpreisträger Gekürten und macht den am 13. Mai 1930 bei Oslo Verstorbenen zu einem sehr lebendigen Manne: „Die erste Bedingung, um einen Weg aus der gegenwärtigen Verwirrung und Auflösung in Europa zu finden, ist die, daß wir uns zu einem besseren Verständnis der Völker untereinander durchringen müssen. Die Anschauungen, Handlungen und Verhältnisse eines andern Volkes müssen, soweit es uns möglich ist, von seiner Denkweise, seinen Voraussetzungen aus beurteilt werden – und nicht von den unseren." *Frank Schumann*



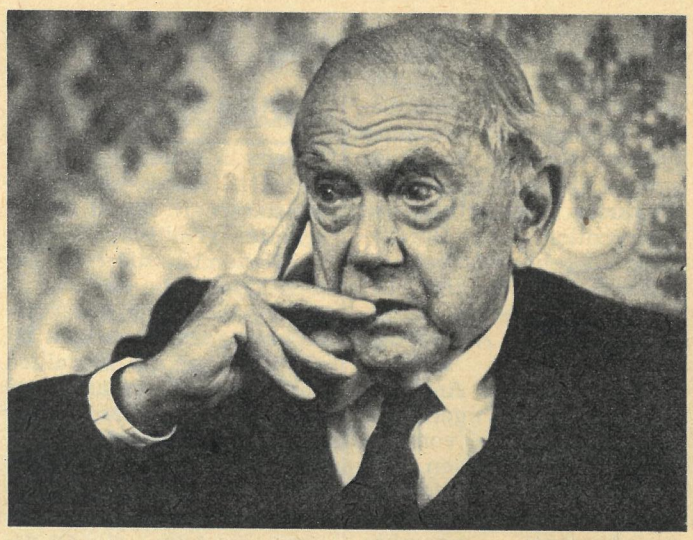
Die „41." hält Jubiläen parat

Bereits in vollem Gange ist die 41. UdSSR-Eishockeymeisterschaft. Zwölf Mannschaften ermitteln bis zum 28. November die zehn besten Teams, die dann in einer zweiten Serie, unter Anrechnung der bisherigen Ergebnisse, um die Medaillen kämpfen. Insgesamt 40 Spiele für jeden! Damit aber nicht genug: Nach siebenjähriger Unterbrechung steht der UdSSR-Pokal wieder ins Haus. In der Rolle von „Gesetzten" stehen dabei die vier Spitzenmannschaften ZSKA, Spartak und Dynamo aus Moskau sowie Sokol Kiew bis zum Viertelfinale Gewehr bei Fuß. In dieser harten und ausgedehnten Saison 1986/87 rücken eine Reihe von Spielern besonders in den Blickpunkt. Der 33jährige Spartak-Stürmer Sergej Kapustin schoß bisher



276 Meisterschaftstore. Wird er die 300-Tore-Grenze überschreiten? In der Kanadischen Wertung (gleiche Punkte für Tore und Vorlagen) steht Sergej Makarow vom ZSKA mit 535 Zählern (257/278) einsam an der Spitze. Kommt er auf 600 Punkte? Daß Klubkamerad Wjatscheslaw Fetissow (113/175), bester Verteidiger der Welt (Foto), im Verlauf der 41. UdSSR-Landesmeisterschaft die 300-Punkte-Grenze überschreitet, ist sicherlich nur Formsache. Auch sein Klub- und Nationalmannschafts-Nebenmann Alexej Kasatonow (230 Punkte) ist auf „Jubiläums-Kurs" (250). Unter den mehr als 300 Mitgliedern des sowjetischen Eishockey-Oberhauses ist der Torhüter Gennadi Schapowalow von Awtomobilist Swerdlowsk mit 39 Jahren der älteste, Dmitri Christitsch von Sokol Kiew mit siebzehn der jüngste Spieler. Jewgeni Schumakow (Traktor Tscheljabinsk) ist der „Dauerbrenner" des sowjetischen Eishockey-Alltags. Er bestritt bereits mehr als 600 Meisterschaftsspiele.

Jewgeni Kolessnikow



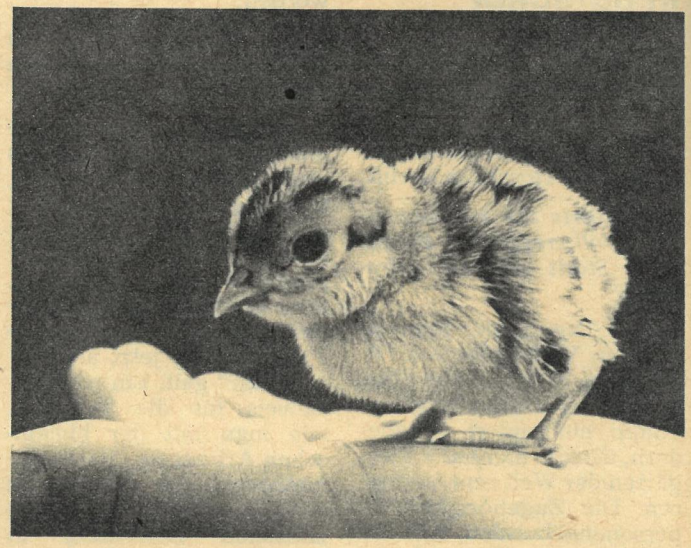
Zeuge der Epoche

„Krieg? Krieg ist absurd!" konstatierte Graham Greene (Foto), als er kürzlich in Moskau, Leningrad und Tbilissi Fragen eines breiten Publikums beantwortete. Nach 20 Jahren weilte der in Frankreich lebende berühmte englische Romancier, der Ho Chi Minh kannte und Allendes Freund war, wieder in der Sowjetunion. Was tun in unserer Welt von heute? Was bewegt ihn in dieser Zeit? Graham Greene: „Nach der Challengerexplosion und der Havarie in Tschernobyl wurde die ‚Idee' eines Krieges noch absurder. Ich denke dabei nicht nur an atomaren Krieg. Auch ein ‚gewöhnlicher' ohne Atomwaffeneinsatz kann eine Katastrophe auslösen. Darum unterstütze ich Gorbatschows Aufruf, alle Kernwaffen abzuschaffen, alle -versuche zu verbieten. Das sowjetische Moratorium ist eine Geste wohltuender Vernunft. Das amerikanische Programm eines ‚Krieges der Sterne' lehne ich ab." In der Sowjetunion wurde und wird dem heute 82jährigen als „einzigem Englisch schreibenden Autor, der unsere Epoche mit höchster literarischer Meisterschaft beleuchtet" (Aldridge), große Sympathie entgegengebracht. Zeitungen und Verlage hielten die Leser auf dem laufenden. Kaum war der „lebende Klassiker", wie ihn ein Moskauer Blatt nannte, dem Flugzeug entstiegen, wurde ihm die Neuauflage seines „Stillen Amerikaners" überreicht, erfuhr er im Begrüßungsgespräch, daß der erste Band seiner gesammelten Werke in einer Auflage von einer halben Million Exemplaren in Kürze erscheine, daß zwei weitere folgen. Ging es in den vielfältigen Diskussionen um Lateinamerika, entwickelte Greene, der einst als Kundschafter gegen die Faschisten operierte, besondere Vehemenz, widmete er doch seit 1938 einen großen Teil seines Schaffens den sozialen und politischen Kämpfen in dieser Region. „Dreimal war ich in Nikaragua", erzählte Greene. „Bald fahre ich das vierte Mal dorthin. Die USA versuchen, das Land ökonomisch zu ersticken und bedienen sich der ‚Contras', die scheußlichste Verbrechen verüben. Eine amerikanische Nonne schrieb mir, wie sie in ihrer Kirche einen jungen Mann umbrachten: Sie stachen ihm die Augen aus, kastrierten ihn und enthäuteten seine Beine ... Das darf nicht endlos so weitergehen! Die Sandinisten sind nicht in die Knie zu zwingen. Die Bewegung steht auf einer breiten, festen Grundlage. Das ist ihre Stärke." Zwei runde Wochen Sowjetunion waren für Graham Greene ein Erlebnis: „20 Jahre – ich habe vieles nicht wiedererkannt. Moskau, Leningrad ... Grusinien ist wunderschön. Lange träumte ich davon, einmal dort zu sein. Was mich in der Sowjetunion am meisten beeindruckte? Die Aufmerksamkeit, die Güte der Menschen. Viele Jahre habe ich nicht soviel menschliche Wärme empfangen wie in diesen Tagen." An die Begegnungen in der Lomonossow-Universität werde er sich besonders gern erinnern: „Die Studenten hätten mich am liebsten den ganzen Tag lang ausgefragt. Und keine einzige überflüssige Frage! Auch Georgi Gretschko, der Kosmonaut, war gekommen. Er brachte mein Buch ‚Unser Mann in Havanna' mit. Es war ziemlich zerlesen, hatte ihm für seine Englischstudien gedient. Auch in die Weltraumstation (Salut 6, Dezember 1977 bis März 1978 – V. H.) hatte Gretschko dieses Buch mitgenommen. Er schenkte es mir. Es ist für mich das wertvollste Andenken an die Sowjetunion."

Volker Hempel

Generalsbesuch

Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, empfing den Oberkommandierenden der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, Armeegeneral Valeri Belikow (l.), und den Chef der Politischen Hauptverwaltung der GSSD, Generalleutnant Nikolai Moissejew, zu einem Gedankenaustausch mit leitenden DSF-Funktionären, so auch Heinz Kuhrig, Vizepräsident (rechts).



Newaabend

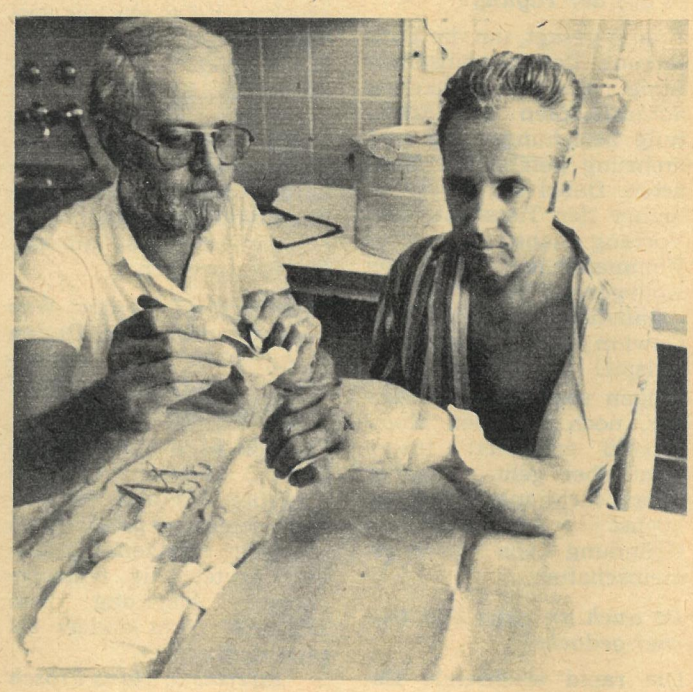
Dieser elegante Abendanzug gehört zur neuen Kollektion des auch international bekannten Leningrader Modeinstituts. Zur Bundfaltenhose trägt man eine gerade kurze Jacke aus schwerer Seide. Aparte Ergänzung bildet die Korsage. Als mögliche Kombinationen werden ein langer schmaler Rock oder auch ein sportlicher Blazer empfohlen.

Federbausch

Nicht in freier Natur, sondern in der größten Spezialfarm Bulgariens erblickte dieses kleine Fasanenküken das Licht der Welt. Dennoch ist es ihm wie allen seinen hier aufgezogenen Artgenossen vorbestimmt, die Wälder Südosteuropas zu bevölkern. Die Fasanenfarm in Svichovitsa bei Russe beliefert 15 Bezirke des Landes mit prächtigen Tieren einer in Bulgarien nachgezüchteten, angepaßten mongolischen Rasse.

Meisterstück

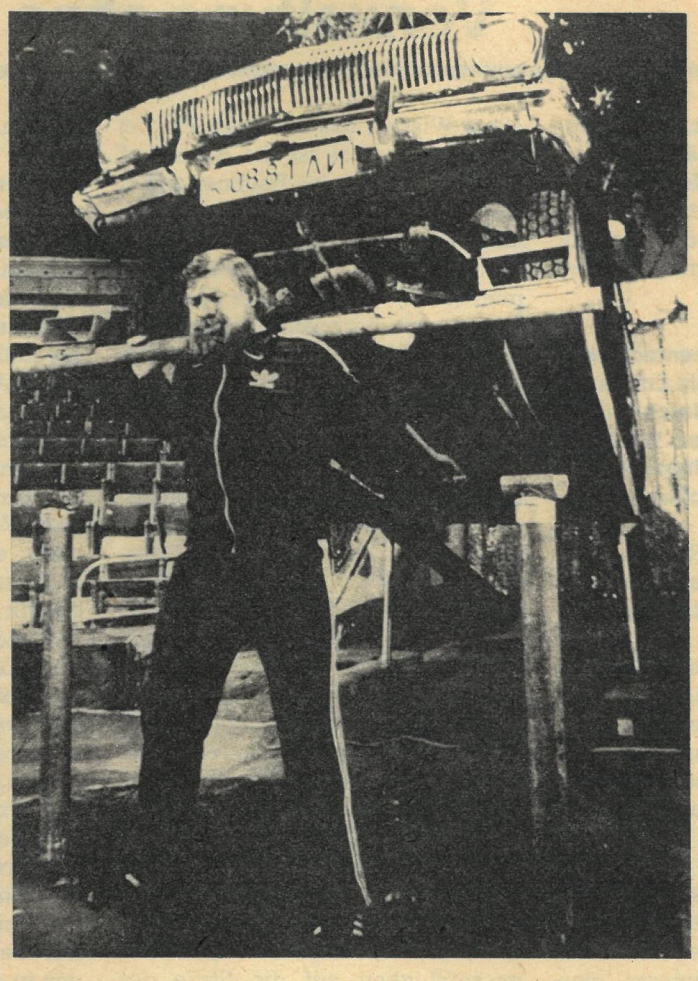
Glück im Unglück hatte der 50jährige ungarische Tischler Endre Banyasz. Wegen einer Unachtsamkeit geriet er mit der Hand in eine Kreissäge... Der abgetrennte Teil seiner Linken konnte in einer achtstündigen Operation von einem Team des Städtischen Krankenhauses Györ unter Leitung von Dr. Geza Király (Foto) replantiert werden. Nach drei Wochen ließen sich die Finger wieder bewegen.



Thespiskarren via Warschau ...

Steht ein Gastspiel bevor, steht erst mal einiges kopf. „Chaos könnte man sagen", meint der Mann, der letztendlich alles ordnet und auf den Weg bringt – Ballettdirektor Egon Bischoff an der Staatsoper Berlin. Deren Ballettensemble wird zu den „Tagen der Kultur der DDR in der Volksrepublik Polen" in Warschau und Wrocław zwei Glanzstücke seines Repertoires vorstellen: Choreographien von Balachin und das Tanzdrama „Macbeth". Diese Szenen nach Shakespeare hatte, nach eigenem Libretto und der Musik des sowjetischen Komponisten Kyrill Moltschanow, der weltberühmte Tänzer und Choreograph Wladimir Wassiljew vom Moskauer Bolschoi-Theater 1984 als DDR-Erstaufführung an der Lindenoper inszeniert. „Und natürlich", sagt Egon Bischoff, „werden unsere polnischen Gastgeber die Protagonisten unserer Premierenbesetzung tanzen sehen." Primaballerina Monika Lubitz als Lady Macbeth, Oliver Matz als Macbeth, Bernd Dreyer in der Rolle des Banquo und als die drei Hexen die Herren Sklenar, Arnold und Lucas. „Das Warschauer Publikum", so Egon Bischoff, „kennen wir als kritisch und wissend, polnisches Tanztheater hat eine große, vor allem national betonte Tradition." Es ist dies das zweite Gastspiel der Berliner Staatsoper seit 1971, und „wir hoffen, die bereits bestehenden freundschaftlichen Kontakte zwischen beiden Häusern und ihren Künstlern in den kommenden Jahren weiter zu vertiefen". So steht schon fest, daß Conrad Drzewiecki vom „Teatr Wielki" – 1974 hatte er zuletzt hier inszeniert – im 750. Jahr Berlins an der Staatsoper einen Ballettabend unter anderem mit „Feuervogel" auf die Bühne bringt. Doch zurück zu heute. Die Telefone in der Direktion klingeln pausenlos, Kostüme, Kulissen müssen auf Lastwagen verladen, die letzten „Durchläufe" noch angesetzt werden... Wie aufs Stichwort erscheint da die zierliche Primaballerina pünktlich zur Probe. „Ich freue mich sehr auf das Gastspiel und auf das Wiedersehen mit den Kollegen des Warschauer Theaters", sagt Monika Lubitz. Und ich wünsche der „Lady Macbeth" toi-toi-toi!

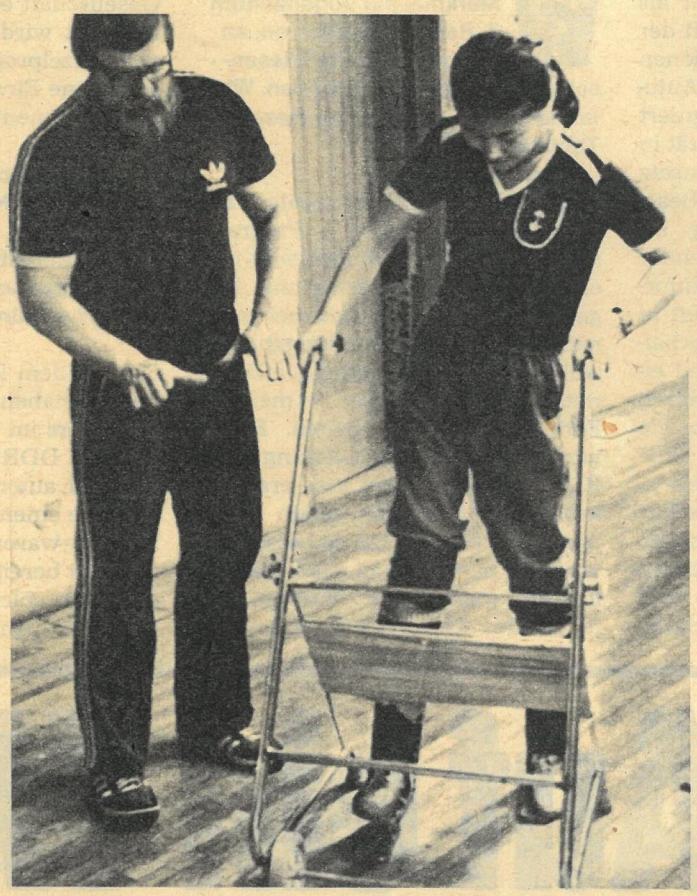
Ursula Weil



Kraftmensch Nr. 1

Im Moskauer Zirkus auf den Leninbergen wirbelt Valentin Dikul allabendlich Eisenbälle vom Format der Kanonenkugel Münchhausens scheinbar mühelos durch die Luft, um sie mit dem Nacken wieder aufzufangen. Zwei in Zirkus-Livree lassen eine davon auf den Manegenrand poltern, beherzte Besucher auffordernd, sie spaßeshalber anzuheben. Mehr als ein paar Zentimeter jedoch hat sie bislang noch keiner in die Höhe gebracht. Valentin Dikuls Darbietungen sind Kraftakrobatik der Spitzenklasse, verbunden mit federnder Gewandtheit. Ihr Höhepunkt: Wenn er einen „Wolga" stemmt. Japanische Filmleute wollten's nicht glauben und stellten eine Waage unter den Pkw: 1570 Kilogramm. Im Vorjahr, auf dem Moskauer Filmfestival, wurde ein Dokumentarstreifen („Die Pyramide") über Dikul gezeigt. Der Film (Regie: Alexander Iwankin), mit einer Goldmedaille ausgezeichnet, in kurzer Zeit in über zwanzig Ländern angekauft und auch für den „Oscar" nominiert, machte international noch Erstaunlicheres über Dikul offenbar: Er begann seine Zirkuslaufbahn als Luftakrobat. Im September 1962 stürzte der damals Sechzehnjährige vom Trapez: Wirbelsäulenbruch. Erst nach zwei Monaten erwachte er aus tiefer Bewußtlosigkeit. Die ärztliche Prognose: Rollstuhl für immer. Als höchste der vorstellbaren Möglichkeiten: Krücken. Invalide. Endgültig aus mit dem Zirkus. Was indes folgte, ist ein bis heute wissenschaftlich kaum erklärbarer Beweis für die Stärke menschlicher Willenskraft. Dikul fand sich mit seinem Schicksal nicht ab, wollte um jeden Preis ins normale Leben zurückkehren. Er begann im Bett mit gymnastischen Übungen, las eine Menge Fachliteratur aus Medizin, Anatomie und Mechanik, massierte sich selbst, entwickelte gemeinsam mit den Ärzten ein spezielles Trainingsprogramm, das erstmals Methoden der Schwerathletik auf einen Fall wie den seinen anwandte. Nach fünf Jahren konnte er wieder einen ersten selbständigen Schritt tun, erzwang die Genehmigung zum Proben, trainierte zunächst in Kaunas ein Kollektiv junger Zirkusathleten und erwarb schließlich ein Diplom als „Kraftakrobat 1. Klasse". Geschafft! Doch dabei beließ er es nicht. Über 600 verschiedene Übungen, dazu entsprechende oder modifizierte Trainingsgeräte, hat er inzwischen entwickelt. Dieses reichhaltige Material stellte Dikul im Verein mit Ärzten, Wissenschaftlern und Physiotherapeuten Leidensgenossen zur Verfügung (Foto unten: Valentin hilft der mongolischen Turnerin Tsogtsetseg). Für jeden Fall wird ein individuelles Übungsprogramm zusammengestellt, berechnet für Jahre zielgerichteter Arbeit. Bisher haben schon über tausend Patienten von seinen Methoden oder Konsultationen profitiert. Gewiß wird nicht jeder von ihnen später einen „Wolga" stemmen können – wozu auch? Dafür gibt's schließlich Valentin Dikul, dessen Name in großen Lettern auf bunten Zirkusplakaten prangt: „Kraftmensch Nr. 1".

Jürgen Geitner



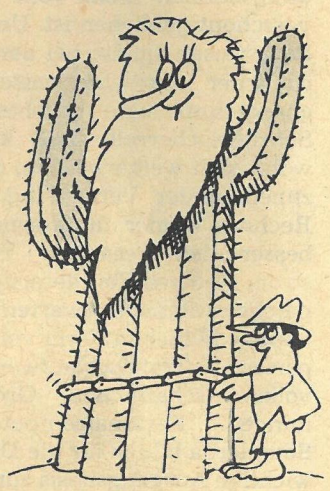
● Erfahrenes

In der Luft ist kein Platz für unlauteres Verhalten und Kleinlichkeit. Dort wird alles in Werten gemessen, von denen der wichtigste das menschliche Leben ist.

Elmir Bratkow, Bulgarischer Flugkapitän einer TU 154

● Am Rande

Der vermutlich älteste Kaktus Kubas ist auf der Halbinsel Hicacos entdeckt worden. Wissenschaftler schätzen sein Alter auf ungefähr 600 Jahre. Der Stamm des Säulenkaktus hat einen Umfang von fast zwei Metern. – Stachliger Methusalem!



● Persönliches

Ein seltenes Anglerglück war dem ungarischen Feuerwehrmann Ferenc Orjovics beschieden. In einer ehemaligen Kiesgrube bei Hatvan fing er in kurzer Zeit zwei beinahe meterlange Amurkarpfen von zehn bzw. elf Kilogramm.

Die längste Reise ihres Lebens unternahm die 68jährige Nina Bashenowa aus der UdSSR jetzt per Fahrrad. Von Kem in Karelien, an der Grenze zu Finnland, radelte sie bis in den Fernen Osten über 10 000 Festlandkilometer sowie über die Insel Sachalin. Vor sieben Jahren lief sie von Moskau bis Wladiwostok.

Marin Nicolae aus der rumänischen Gemeinde Cioplani ist einer der berühmtesten Volkskünstler. Er modelliert ausschließlich Tonpfeifen, denen er die originellsten Gestalten gibt. Reiter, Pferde, Hunde, Katzen und Hähne, mit Pfeiflöchern versehen, sind ein weitverbreitetes und beliebtes Kinderspielzeug.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Steinberg, K. Oberst, K. Rudloff, A. Sekretarjow; TASS (2), MTI, BTA; Zeichnung: Archiv; Vignette: D. Schüler.

Verwaltung ohne Papierkram

Die Rechentechnik machte in den letzten Jahren so große Fortschritte, daß heutige Mikrorechner mehr leisten als Großrechner von gestern. Wie wird es weitergehen?

Sie haben recht, die Entwicklung der Rechentechnik ist wahrscheinlich das größte wissenschaftlich-technische Phänomen der letzten 10 bis 15 Jahre. Wir haben ja, denken Sie nur an Forschung, Entwicklung, Verwaltung, Post, Bahn und Sparkassen, eine solch schnelle Verbreitung von Arbeitsplatzrechentechnik, Personalcomputern, daß praktisch kein Anwendungsbereich mehr vom Rechner verschont geblieben ist. Unser Verkehrswesen spielte bei der Einführung der mikroelektronischen Rechentechnik eine beachtenswerte Schrittmacherrolle und kann sie wohl auch weiter spielen, denn bei zunehmender Vernetzung werden Rechner immer umfassender und besser den gesamten Verkehrsstrom steuern. Von derartigen Dispatchersystemen erwarten wir Effekte, wie hier in Form von verringertem Transportaufwand, in volkswirtschaftlichen Größenordnungen. Personalcomputer aus Sömmerda bilden für die DDR eine wichtige Ausgangsbasis zur breiten Einführung dieser Technik. Es gilt jetzt, damit umzugehen. Denn die rationalisierenden Möglichkeiten der Rechentechnik, vor allem im Verwaltungs- und Dienstleistungsbereich, müssen in den nächsten fünf bis zehn Jahren weitgehend erschlossen werden. Das ist deshalb so wichtig, weil heute in vielen Industriestaaten zwar oft mehr als die Hälfte der Arbeitskräfte mit der Verarbeitung von Informationen beschäftigt ist, hier aber die Automatisierung seit langem stagniert und sich die Arbeitsproduktivität in den letzten 50 Jahren im Gegensatz zum Bereich der eigentlichen Bearbeitungsprozesse nur wenig erhöhte – und das bei steigender Komplexität der vielfältigen Informationsprozesse. Heute erledigt in der Verwaltung jeder Sachbearbeiter zum Beispiel nur einen Teil eines Vorgangs und gibt ihn weiter, da ihm für die übrigen Schritte die Informationen fehlen. Mit Hilfe vernetzter Rechentechnik, gekoppelt mit Datenbanken, wird es uns gelingen, daß ein Sachbearbeiter einen Vorgang, wie die Vorbereitung eines Klassenbelegungs- und Stundenplans an einer Schule, gänzlich allein ausführt. Ganze Berufsbilder werden sich ändern, und zur Zeit noch anzutreffende Gelassenheit oder Gleichgültigkeit mancher gegenüber der Rechentechnik wird wohl zu unsanftem Erwachen führen.

Also wirkt die Rechentechnik umwälzend, wie die Erfindung des Buchdrucks durch Gutenberg vor 530 Jahren. Welche zusätzlichen Möglichkeiten eröffnet der Rechner dem Menschen?

Die Einführung des Rechners ist durchaus der informationstechnischen Revolution vergleichbar, die mit der Anwendung des Buchdrucks einherging. Gab es vor Gutenberg in Europa einige 1000 Bücher, waren es 50 Jahre danach bereits 10 Millionen. Eine Explosion des Wissens begann. Sie bot gewaltige Möglichkeiten zur Entwicklung von Wissenschaft und Kultur. Der Buchdruck war das Mittel dazu, Information, Wissen in großem Umfang zu speichern und zu verbreiten. Ähnlich der Rechner. Bei ihm kommt allerdings eine gänzlich neue Komponente hinzu. Er kann Informationen nicht nur speichern, sondern zugleich auch verarbeiten. Man hat einmal behauptet, der beste Freund des Menschen sei das Buch. Nunmehr könnte man abwandeln – der beste Freund des Menschen ist der Rechner, vor allem dann, wenn künftig Elemente der Wissensverarbeitung stärker in der Rechentechnik Eingang finden.

Wissensverarbeitung ist ein Merkmal der sogenannten 5. Rechnergeneration, an der gegenwärtig Wissenschaftler in aller Welt arbeiten. Was ist nun das Besondere an dieser Technik?

Heutige Rechner verarbeiten Daten nach Prozeduren – Programmen, die der Mensch vordenkt und eingibt. Wissensverarbeitung hingegen bedeutet, der Rechner organisiert den Verarbeitungsprozeß weitgehend eigenständig. Dabei nutzt er selbst Wissen – meist in Form allgemeiner Regeln. Es ist vergleichbar mit der Leistung eines Kindes. Wissen kann man erst verarbeiten, wenn man schon etwas weiß, und kann es um so besser verarbeiten, je mehr man weiß. Deshalb füttern sogenannte Wissensingenieure den Rechner mit umfangreichem Wissen, das heißt mit Fakten und Regeln. Das ist die Basis, auf der im Idealfall der Rechner selbst weiter lernen und verallgemeinern kann.

Rechner der 5. Generation, so wie man sie für die neunziger Jahre erwartet, erfordern vom Nutzer keine Kenntnis in Programmiersprachen mehr, denn der Nutzer kann in Normalsprache sein Problem schildern, und die Maschine sucht selbständig Lösungswege, beantwortet Fragen zum Beispiel in sprachlicher oder bildhafter Form. Dazu sind aber noch eine Menge Probleme zu lösen.

Für die Wissensverarbeitung typisch sind heute Expertsysteme, hochentwickelte Softwareprogramme, mit denen das Wissen eines Experten simuliert wird. Damit kann man beispielsweise eine medizinische Diagnose stellen. Der Rechner weiß über unterschiedliche Symptome Bescheid. Der Arzt schildert Tatbestände, über Nachfragen des Rechners und Zusatzinformationen des Mediziners wird so der praktische Arzt in seiner Diagnosefähigkeit auf die Stufe des Facharztes gebracht. Doch bitte vorerst keine euphorischen Vorstellungen. Viel ist hier noch Zukunftsmusik!

Auf Initiative der Akademie der Wissenschaften der UdSSR entstand in den letzten zwei Jahren ein Konzept zur Schaffung einer neuen Rechnergeneration. Es ist das Ergebnis kollektiver Arbeit von Vertretern aller Akademien der sozialistischen Länder, die die fruchtbaren Potenzen dieser Technik für die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft erkannt haben. Dieses Konzept wird im Rahmen mehrerer Einzelprojekte, an denen verschiedene Einrichtungen arbeitsteilig zusammenwirken, umgesetzt.

Zu den Schlüsseltechnologien, die mit Nachdruck entwickelt werden, gehören die flexiblen automatischen Fertigungssysteme. Was haben wir erreicht, und wie soll es künftig aussehen?

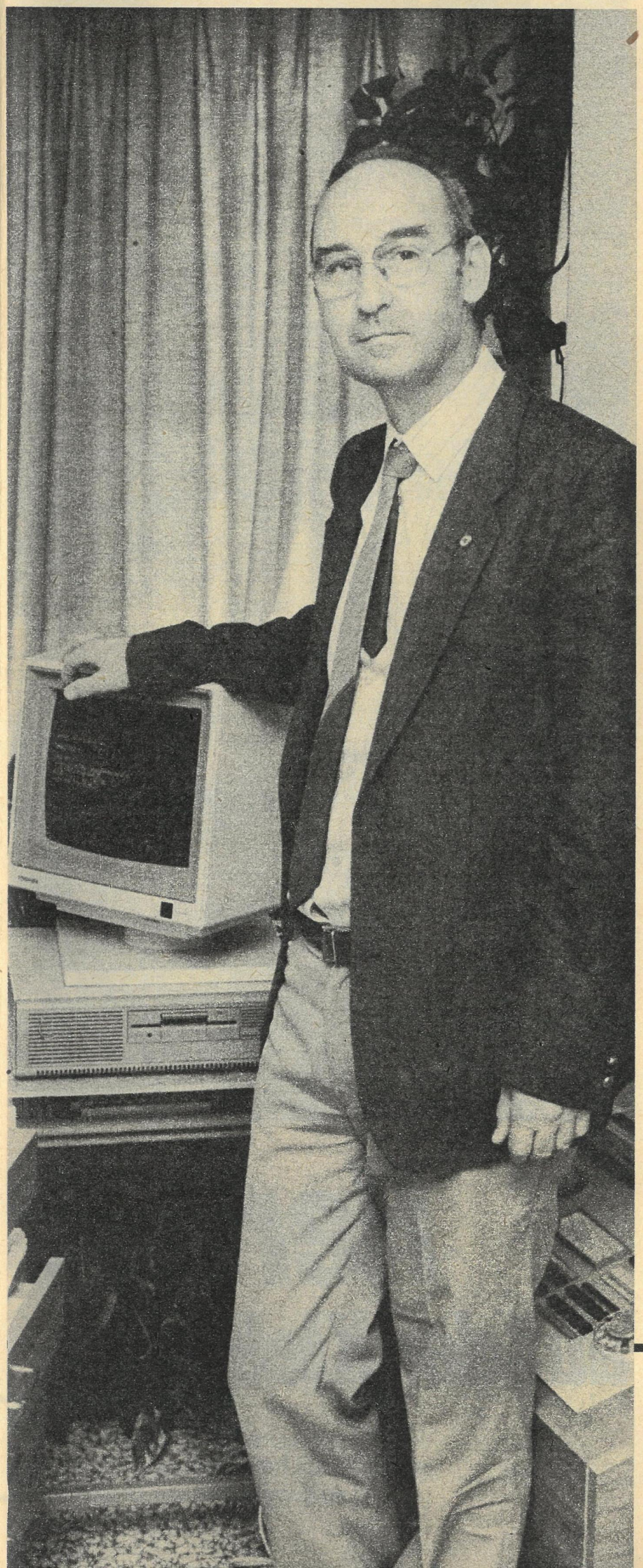
Die auf dem Parteitag abgerechneten Vorhaben spiegeln wider, daß besonders im Werkzeugmaschinenbau die DDR bei der Anwendung flexibler automatischer Fertigungssysteme einen guten Stand erreicht hat. Wir waren eins der ersten Länder, das bereits Ende der sechziger Jahre an solchen Systemen zu arbeiten begann. Ich erinnere an „Prisma“ oder „Rota“, zwei Systeme, die in Karl-Marx-Stadt entstanden. Auf diesen Erfolgen gilt es aufzubauen. Als Aufgabe steht der Übergang zu flexiblen Fertigungssystemen und von da zur rechnerintegrierten Fertigung vor uns. Was bedeutet das? Nichts anderes, als daß alle Informationen, die zur Herstellung zum Beispiel eines Werkstücks notwendig sind, von der Auftragserteilung an über Projektierung, Fertigungsvorbereitung bis zur Produktionssteuerung und zum Vertrieb mit Hilfe von Rechnern erstellt werden. Das heißt nicht unbedingt eine automatische Fabrik ganz ohne Menschen! Schon gar nicht in Leitung, Verwaltung und Konstruktion. Auch manuelle Arbeitsplätze kann es dabei nach wie vor geben. Was uns aber letztlich vorschwebt, ist die papierfreie Fabrik, in der bereits die Aufträge in Form von Daten über Rechner kommen, projektiert wird ohne Reißbrett und Bleistift am Monitor, die entsprechenden NC-Maschinen werden per Rechner gesteuert.

Für die papierfreie Fabrik erwarten wir in der DDR erste Systeme An-

Professor Dr. Volker Kempe, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR, ist Direktor des Zentralinstituts für Kybernetik und Informationsprozesse der Akademie der Wissenschaften. Er studierte Physik und Nachrichtentechnik am Moskauer Energetischen Institut. Professor Kempe kann auf 100 wissenschaftliche Veröffentlichungen und 10 genutzte Patente verweisen. Für seine Mitarbeit an der Konzipierung und Entwicklung kosmischer Experimente wurde ihm 1976 der Nationalpreis verliehen.

Auf ein Wort, Herr

Diagnose aus dem Computer



fang der neunziger Jahre. Massenhaft wird die rechnerintegrierte Fertigung – so denke ich – erst nach der Jahrtausendwende zum Einsatz kommen. Bis dahin ist es aber noch ein langer Weg. Um ihn Schritt für Schritt zurückzulegen, arbeiten wir Wissenschaftler heute direkt mit der Industrie zusammen an der Entwicklung und Weiterentwicklung flexibler Fertigungssysteme und an Programmen für die Maschinenbelegung, das ist die Reihenfolge, in der Werkstücke gefertigt werden. Da darf kein Leerlauf entstehen. Oder wir entwikkeln Programmsysteme zur Projektierung von Steuerungen. Die dafür zu lösenden mathematisch-rechentechnischen Fragen klingen zwar für den Außenstehenden oft nicht attraktiv, sind aber nicht nur unbedingt notwendig, sondern auch wissenschaftlich hochinteressant.

In letzter Zeit tauchen überall die Begriffe CAD und CAM auf. Man könnte sie für ein „Sesam, öffne dich" halten. Bitte schätzen Sie die realen Möglichkeiten für die Volkswirtschaft ein.

CAD = Computer-Aided-Design, zu deutsch rechnergestützter Entwurf, dient dazu, schnell und optimal Konstruktionen zu erstellen. Entwurfsfragen treten in der Volkswirtschaft zuhauf auf. Und schon der deutsche Altmeister der Rechentechnik, Conrad Zuse, verwendete in den vierziger Jahren seinen Z 3, um Strömungserscheinungen bei Flugzeugkonstruktionen zu untersuchen.
Ohne CAD lassen sich heute Leiterplatten, Schaltkreise, Gehäuse, Kaufhallen und Verkehrsströme gar nicht mehr oder nur mit unvertretbar niedriger Effektivität entwerfen. Wissenschaftler unseres Instituts haben beispielsweise Programme gemacht, um werkhallen- oder betriebsinterne Verkabelungen so kostengünstig wie möglich zu projektieren und zu verlegen.
CAM = Computer-Aided-Manufacturing oder rechnergestützte Fertigung begann sich im Zusammenhang mit numerisch gesteuerten Werkzeugmaschinen zu entwikkeln. CAD und CAM bilden das Rückgrat der flexiblen Automatisierung. Heute wird kaum noch ein Produkt entworfen, ohne daß man sich Gedanken macht, wie Technologie und Fertigung über Rechner gelenkt werden. Der Vorteil von CAD/CAM-Lösungen besteht darin, daß Entwurfsprozesse verkürzt und optimiert werden, Maschinensysteme besser gesteuert und schnell auf neue Produkte umgestellt werden können und daß im Verbund mit Robotertechnik Menschen von Routinearbeit, schweren und gesundheitsschädigenden Tätigkeiten befreit werden können.

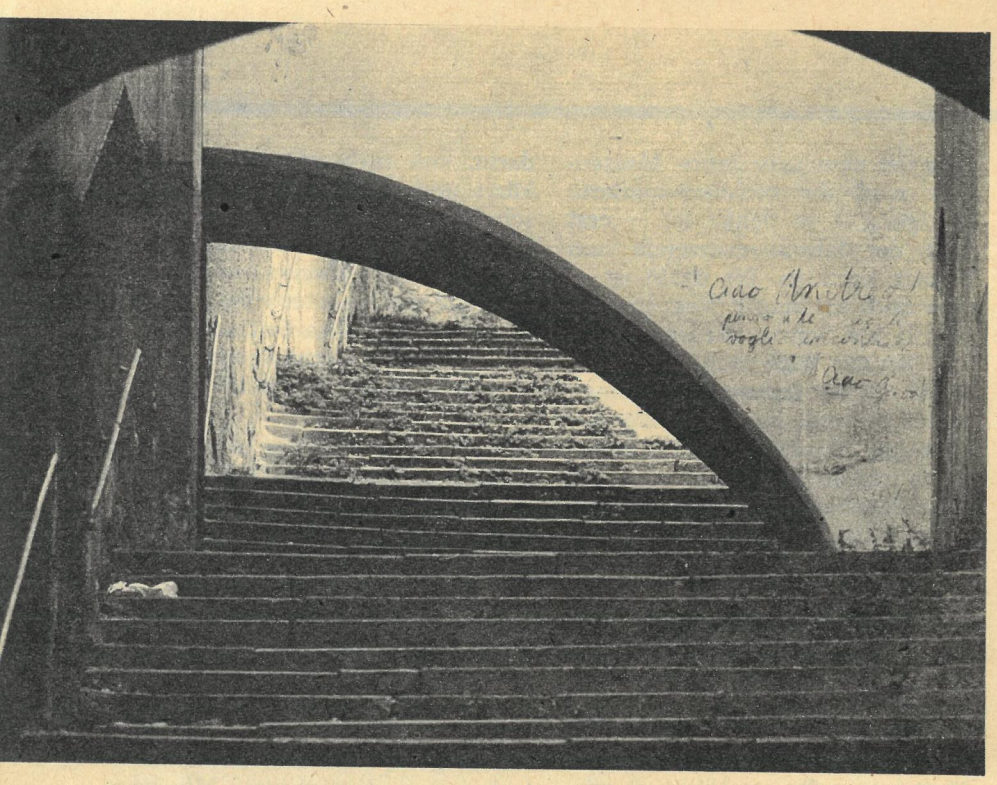
Die von Ihnen beschriebene Rechentechnik wird ja über kurz oder lang das Arbeitsregime und das Freizeitverhalten vieler Menschen beeinflussen. Welche Auswirkungen sehen Sie?

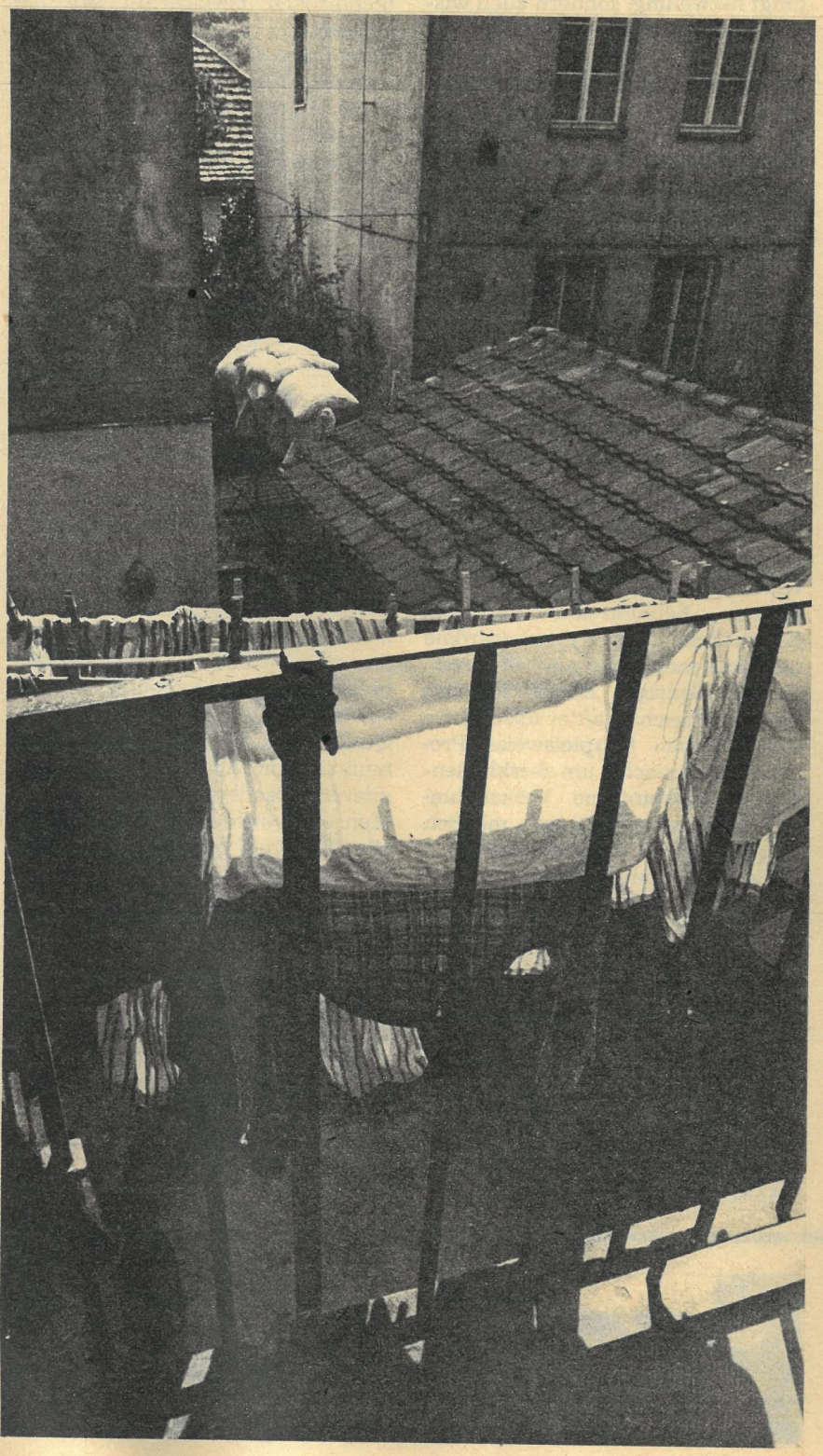
Vor allem eine, daß sich der Mensch auf diese Technik einstellen muß und wird, denn sie ist letztlich der Grundstock zur weiteren Bewältigung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Mit besonderer Aufgeschlossenheit nimmt überall die Jugend die neue Technik auf. Und es wird nicht mehr lange dauern, bis man auch Vorschulkinder – selbstverständlich in wohldurchdachtem Maße – über Computerspiele an Grundfunktionen des Rechners heranführen kann. In der Volksbildung werden die heute manchem sehr ungewohnten Programme zur breiten Einführung der Informatikausbildung morgen schon von der Zeit überholt sein und weiterentwickelt werden müssen.
In den neunziger Jahren werden wir mit dieser Technik ebenso vertraut sein wie heute mit dem Fernseher. Aber im Gegensatz zu diesem ist der Computer ein Mittel für aktive, schöpferische Freizeitbeschäftigung, weil er ein neuartiges Denkverhalten provoziert.
Noch in diesem Fünfjahrplan werden soziale Umschichtungsprozesse in Größenordnungen beginnen, beispielsweise Veränderungen in der Qualifikation der Werktätigen. So muß sich die Anzahl der Programmierer drastisch erhöhen. Viele Menschen werden dann ihre manuelle Tätigkeit mit der Bedienung am Bildschirm vertauschen. Und darauf, meine ich, sollten wir uns einstellen!
Vor allem aber auf das umfassende und aufregende Aufspüren und Nutzen dieser neuen Technik in allen Bereichen unserer Volkswirtschaft.

Das Gespräch führte
Sonnhild Kutschmar

Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

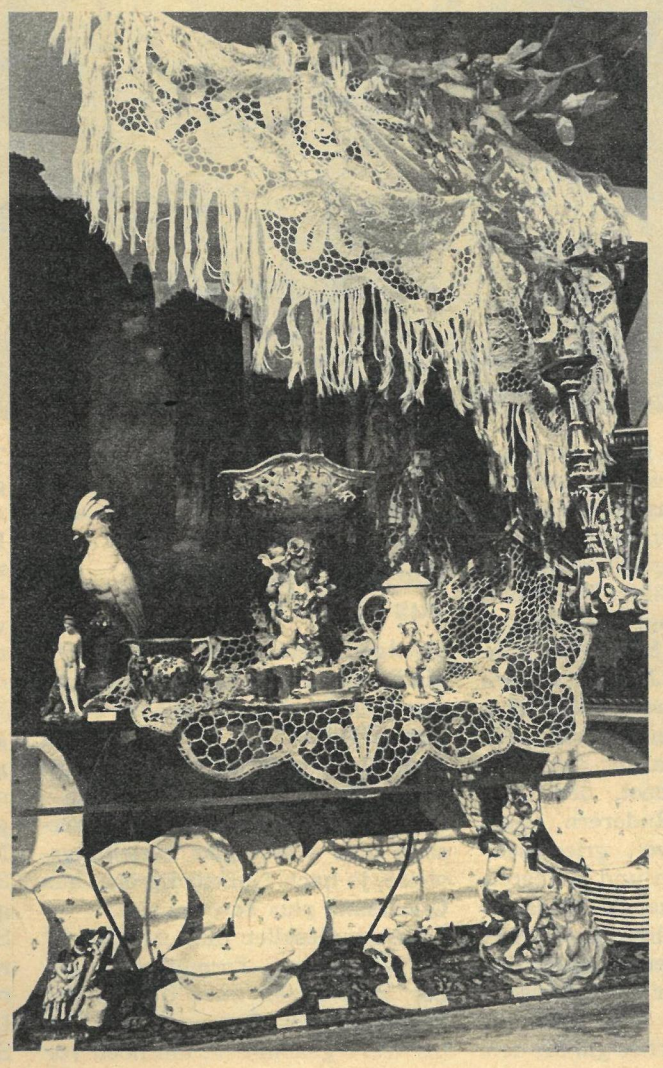


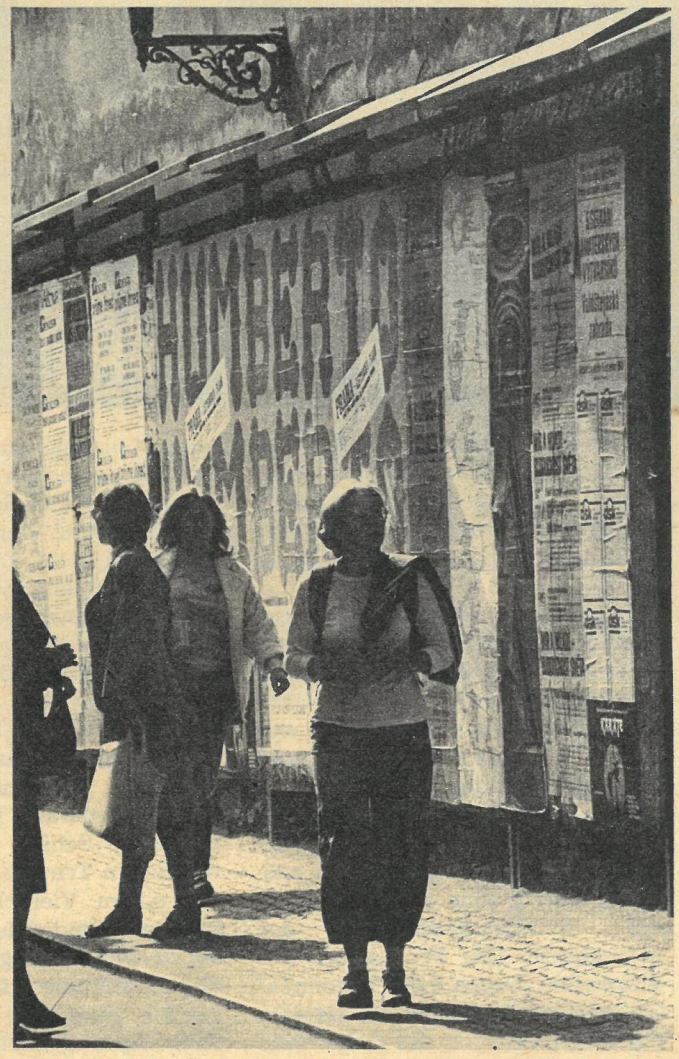


Herbst auf der Kleinseite

Impressionen eines Spaziergangs
in Prag – von Peter Meißner fotografiert
und aufgeschrieben von Ursula Weil

Prag, die Schöne, hat tausend Gesichter. Die wechseln im Spiegel der Jahreszeiten und des Lichts. Eiligen bleibt von ihrem Zauber manches verborgen, drum mögen sie eines Tages wiederkommen und genießen, und dann vielleicht die Kleinseitner Nerudagasse mit den schmuckvollen alten Steinhäusern hinaufsteigen... Hier wohnten früher berühmte Geigenbauer, auch jener Meister Hellmer, bei dem Ludwig van Beethoven eines seiner Instrumente arbeiten ließ. Die reizvollen Anblicke, Durchblicke, Einblicke sind bis heute geblieben. Ebenso teuer wie kostbar, locken die Antiquitäten Touristen zumindest zum Bewundern, und wer ginge nicht gern über ein blumenbewachsenes Treppchen ins winklige Ungewisse einer anderen malerischen Gasse? Dort im Hof dürfen die Federbetten noch mal Luft schöpfen vorm großen Winterschlaf, so wie im Garten des ehemaligen Prämonstratenser Klosters Strahov – in dem jetzt das Museum für tschechische Literatur sein Domizil hat – zwei hübsche junge Frauen den Feierabend für ein letztes Sonnenbad nutzen. Dazu erklingt, wie jede Stunde, vom Turm der nahen Loretokapelle das liebliche Spiel der siebenundzwanzig Glocken, und man lauscht, wirft lange Schatten... es ist Herbst.





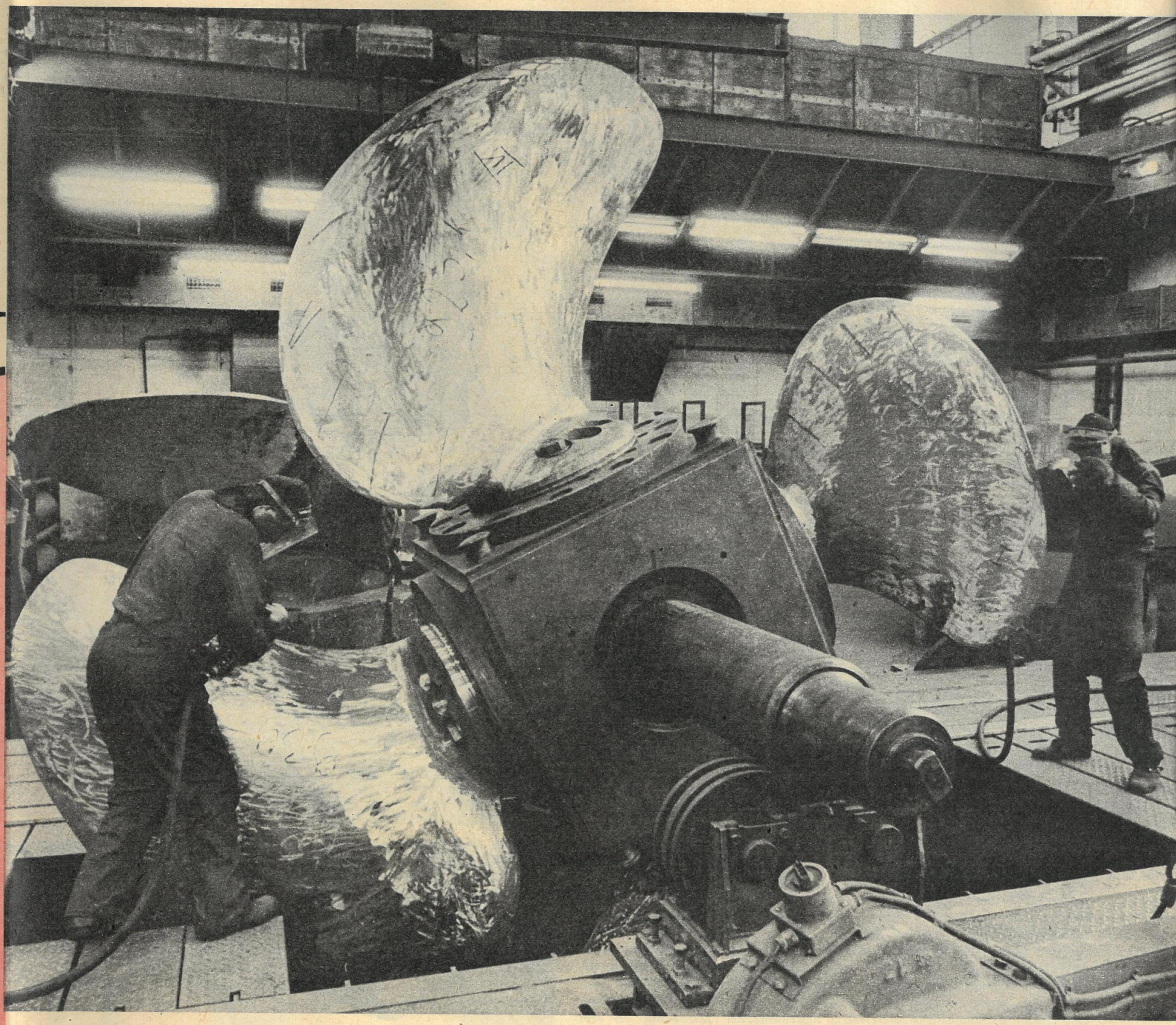
Solist am Propeller-Flügel: Schleifer Bernd Milbredt, virtuos vom ersten bis zum letzten Schliff. Gütemerkmal: Metall – spiegelglatt.

Denken wir uns die Sache mal so: In grauer Vorzeit saß einer unserer Ur-Altvorderen irgendwo am Wasser. Da sah er einen treibenden Baumstamm. Kurz entschlossen erklomm er ihn und schwamm mit dem Holz ein Stück den Fluß hinab. Als der Mann darauf kam, daß es ohne nasse Füße geht, wenn man den Stamm aushöhlt, schlug eine Sternstunde in der Schöpfergeschichte der Menschheit: Die Produktion von Wasserfahrzeugen hatte begonnen! Irgendein anderer plattete dereinst mit seiner Steinaxt das dicke Ende eines Aststücks ab, benutzte es als Paddel, und schon war der Antrieb erfunden. Wann das geschah, wissen die Götter. Denn die Gelehrten wissen es nicht. Lediglich anhand von Bildern auf antiken Vasen und Schüsseln sowie vagen Inschriften deuten sie, daß der Mensch seit ungefähr achttausend Jahren auf dem Wasser schippert, seit rund sechstausend Jahren auch auf dem Meer. Vom Einbaum bis zum phönikischen Riemenboot, dem von zwanzig, vierzig Ruderern angetriebenen Schiff, von griechisch-römischen Triremen und Galeeren mit einem Viereckssegel (Muskelkraft und Wind gleichzeitig nutzend) bis zu den schnittigen Klippern der Segelschiffszeit war – historisch-zeitlich gesehen – alles nur ein Katzensprung. Gleiches gilt für den Antrieb: Paddel... Riemen... Segel... Schaufelrad... Schraube... Turbopropeller. Und dies allesamt gibt's bis heute.

Riesenpropeller – aus einem Guß

„Festgemauert in der Erden/steht die Form, aus...", nein, sie ist nicht „aus Lehm gebrannt" wie bei Schillers „Glocke". Sie besteht – nach dem Modell geformt, mit pneumatischen Stampfern verdichtet, chemisch abgebunden – aus Quarzsand plus Wasserglas beziehungsweise, je nach Gußstückgröße, aus Quarzsand plus Formzement.

„...drum Gesellen flink zur Hand." Die „Gesellen", Former und Gießer, sind gegen zwei Uhr in der Frühe aufgestanden, nach drei Uhr ins Werk gekommen, um noch vor Tagbeginn den neuen Propeller zu gießen... Die mächtige Gußpfanne voll glühenden Metalls schwebt am Kranhaken durch die Gießhalle hin zum zweimannshohen Gußkasten, in dem unsichtbar fürs Auge der lavarote Strom des stürzenden Metalls die Hohlräume der Form bis in den allerletzten Winkel füllen wird. Kaskaden sprühenden Funkenregens begleiten den Guß. Ein Vorgang von wenigen Minuten, dem monatelange Arbeit vorausgegangen ist: von der Konstruktion, den Mini-Modellen der Tests in der Schiffbau-Versuchsanstalt bis zur gußfertigen Form. Mehr als 5000 Schiffe haben DDR-Schiffbauer bereits zu Wasser gelassen (davon rund 3400 für ihren Hauptkunden UdSSR). Gefragt, wie vielen Schiffsschrauben er mit seinen



Eine Betrachtung von Helmuth Pelzer zu Fotos von Lothar Willmann, die zwischen Formenbau und Feinschliff bei Propellermachern in Waren/Müritz entstanden

Der richtige Dreh

Händen schon Gestalt gegeben hat, sagt Herbert Holtz, seit 35 Jahren Former im Werk Waren des VEB Dieselmotorenwerk Rostock: „Das sind einige hundert Festpropeller gewesen, und bei den Flügeln für Verstellpropeller geht's wohl in die Tausende. Ich hab sie nicht gezählt…"

Erst nach einer Woche, wenn das kolossale Gußstück – beispielsweise der Propeller für einen „Saturn"-Frachter der Warnowwerft, fast sechs Meter im Durchmesser, rund zwanzig Tonnen schwer – vollständig erstarrt und restlos ausgekühlt ist, werden die Warener Former und Gießer wissen, daß ihr (Guß-) Werk den Meister lobt. Ihr „dickster Brocken" maß 6,4 Meter im Durchmesser und brachte 23,5 Tonnen auf die Waage…

„Schwingen" des Schiffes: Flügel für Verstellpropeller, jeder tonnenschwer. Probe über der Wuchtgrube: Wucht oder Unwucht ist hier die Frage…

Die Idee des Oberförsters

Vormals hatte die Erfindung des Rades das Fortbewegen von Lasten wahrhaft revolutioniert. Vom Land kam das Rad aufs Meer: abgeschaut vom Wasserrad der klappernden Mühle am rauschenden Bach. Jedoch erwies sich das Schaufelrad per Dauer nicht als das Rechte bei Wellen und Wogen der hohen See, obwohl kombinierte Segel-Schaufelradschiffe viele Male den Atlantik überquerten. Ein

Koloß am Krankhaken: vierflügliger Festpropeller – rund 20 Tonnen schwer. Das Material: Spezialbronze nach DDR-Rezeptur

neues Mittel, Schiffe durchs Wasser zu bewegen, mußte her – die Schiffsschraube, ihrer kreisenden Bewegung nach gleichfalls ein Rad: mit der Nabe inmitten schaufelartiger Flügel als „Speichen"... So wie „Die weiße Taube", das unverwüstliche Seemannslied „La Paloma", fernab vom Meer gedruckt, in Wien zu ihrem Siegesflug aufstieg, entstammt auch die Schiffsschraube mitnichten dem Kopf eines Mannes von der See: Joseph Ressel. Gebürtiger Böhme, Distriktförster im Paterjoch (Österreich) erdachte, konstruierte, modellierte, erprobte die allererste Schiffsschraube (1826) für ein handgetriebenes Boot. Drei Jahre später gab er mit ihr dem Triester Dampfschiff „Civetta" kräftigen Schub.

„Ohne Schraube fährt kein Schiff!"

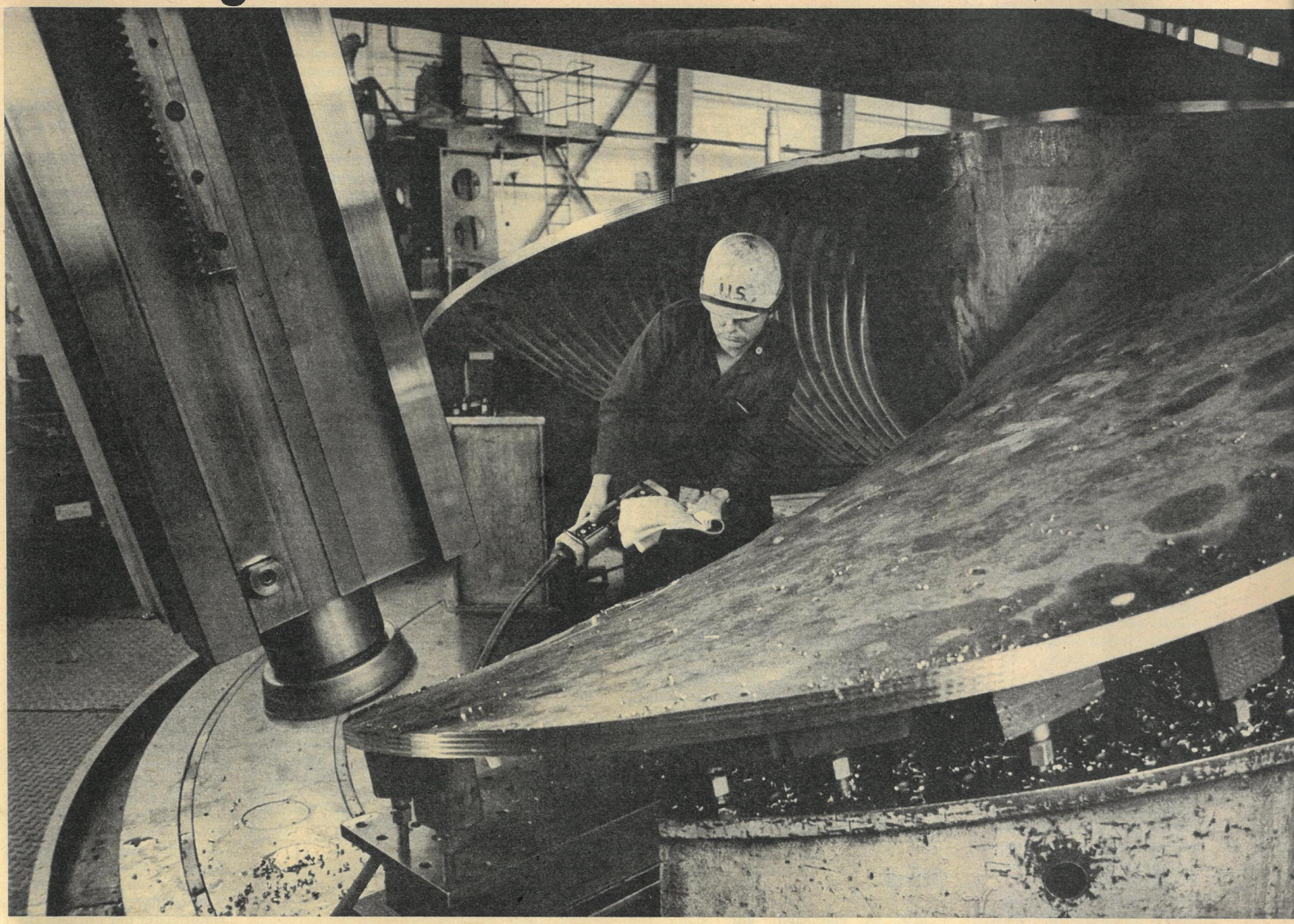
Die Schiffsschraube, ursprünglich wirklich den Windungen einer Schraube gleichend, hat vor langem schon peu à peu das Aussehen eines Propellers angenommen. „Mit 2 bis 5, maximal 7 darauf sitzenden tragflächenähnlichen Flügeln" weiß Meyers Taschenlexikon.

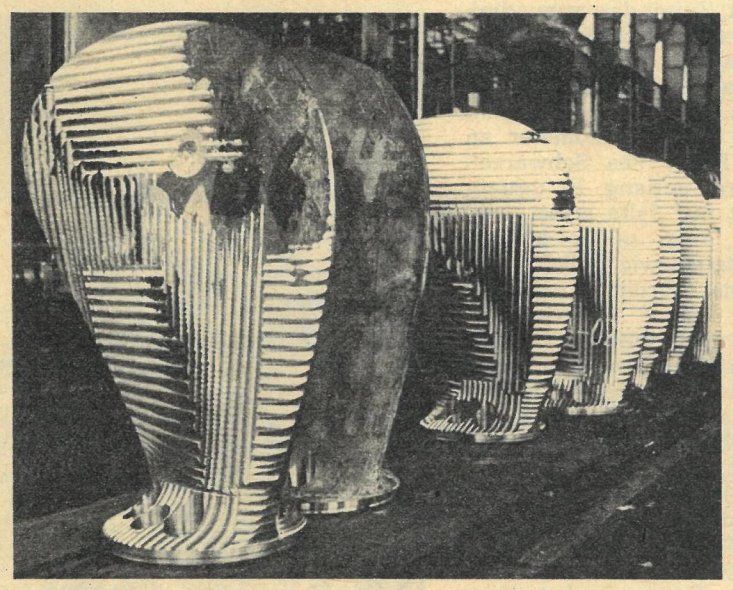
Die Fachwelt unterscheidet: Festpropeller mit starren Flügeln, gegossen in einem Stück, und Verstellpropeller, deren Flügel mittels hydraulischer Mechanik in der Nabe fernsteuerbar bewegt werden können. Das bringt vielerlei Nutzen beim Manövrieren und für die Energieökonomie. Dem Verstellpropeller gehört offenbar die Zukunft. Das bisher größte Exemplar wurde 1982 im japanischen AKASHI-Werk gefertigt: elf Meter im Durchmesser und 160 Tonnen schwer – für den 208 000-Tonnen-Erz-Kohlefrachter „Hoeimaru"...
Wie ein Schiffspropeller funktioniert, weiß heutzutage jedes Schulkind nach der 5. Klasse: An den Flügeln entsteht auf der Saugseite ein Unterdruck, dahinter ein Überdruck. Daraus ergibt sich der Schub des Propellers; er treibt das Schiff im Wasser vorwärts. Dabei treten an den Propellerflügeln Drücke bis zu einigen tausend Kilopond pro Quadratzentimeter auf.

Als Modell: „Mutterflügel", noch aus Holz. Optimale Aufmaße – so nennt's der Fachmann – reduzieren Bearbeitungszeit und Materialeinsatz (oben): Formenbau von kundiger Hand.

Flügelschleifen: porenrein. Ein Festpropeller früherer Tage, aus Sondermessing, in Waren zur Reparatur (rechts). Widersteht entschieden länger: CUMANAL.

Der richtige Dreh





Grafik-Effekt: Metallbearbeitung! Exaktes Fräsen und Schleifen verlangen wahre Kunst der Hände. Vorgefräst: Verstellpropeller-Flügel.

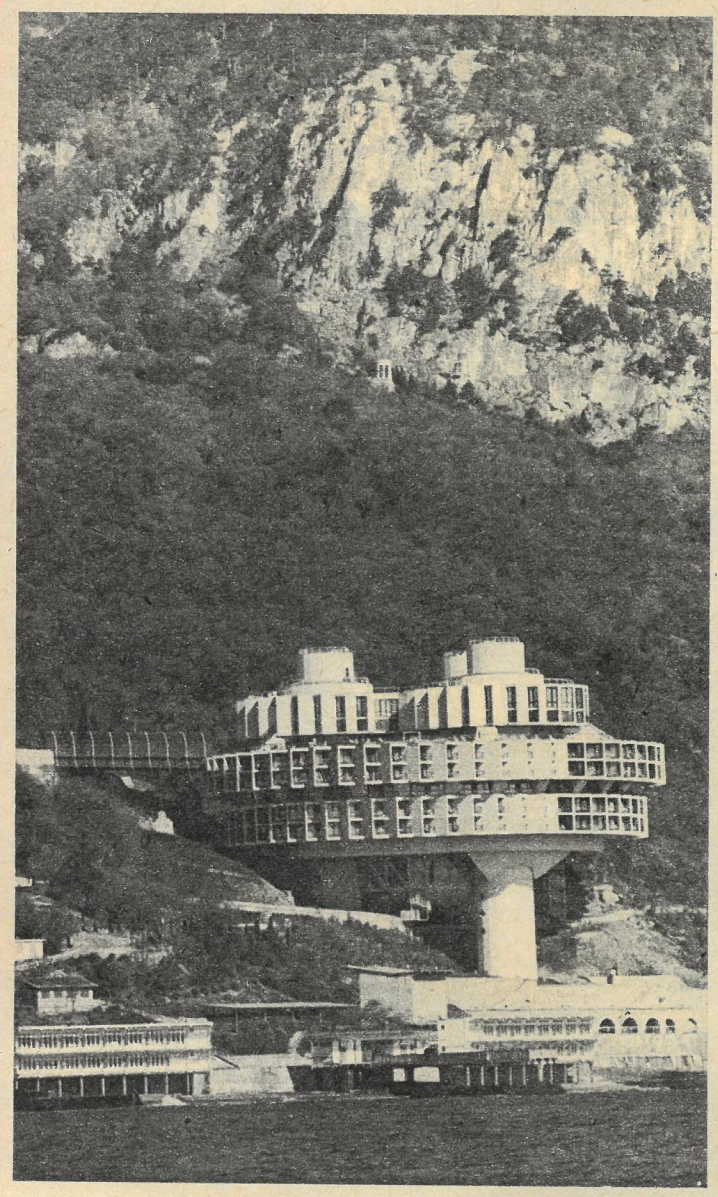
Numerisch gesteuert: das Fräskarussell. Das Schwerste sind die Flügel-Steigungen. Präzision: millimetergenau.

Sogar hochveredelter Stahl oder hochvergütetes Sondermessing stehen das nicht lange durch. Dieser Umstand hat die Schraubenmacher auf die Spezialbronze gebracht, patentiert und geschützt unter speziellen Namen – in der DDR heißt sie CUMANAL. Man nehme: 9 bis 11,5 Prozent Mangan, 7,1 bis 9,2 Anteile Zinn, 5 bis 6,5 hundertstel Aluminium, von Eisen und Nikkel jeweils 1 bis 3 Prozent, ein Quentchen Selen, eine Prise Blei – und als übrigen Rest Kupfer. Schon hat man die perfekte Mischung. Die Tonne davon kostet um die 20 000 Mark.

Soviel zum Material. Und nun zu den Flügeln: Einer muß dem anderen wie ein Spiegelbild gleichen. Andernfalls: „Nicht auszudenken!... Der Propeller würde das ganze Schiff in Schwingungen versetzen, die Welle würde verbiegen – und die Crew musterte Hals über Kopf ab. Denn die Vibration könnte keiner aushalten“, erklärt Ingenieur Lothar Niebuhr, in Waren Technologie-Gruppenleiter. Die Propellermacher freilich beherrschen den Dreh: Prüfen sie am Ende die Wucht des Propellers, darf er sich – beweglich auf einer Welle über der sechs Meter tiefen Wuchtgrube – keinen Millimeter rücken noch rühren. Denn was Unwucht zur Folge hat, weiß jeder, der schon mal eine unwuchtige Felge an seinem „Trabi“ hatte...

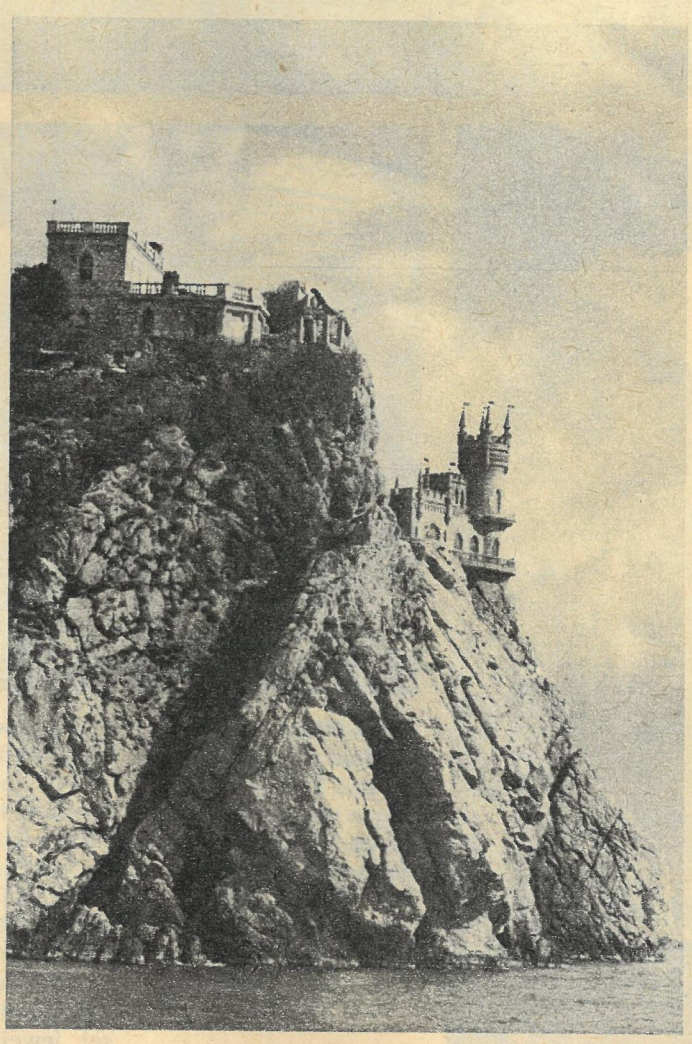
TOURISMUS ★ Ratgeber

Das Fenster meiner Wohnung schaut in den Park hinaus. Das ist einer der schönsten Parks an der Südküste der Krim – über dreißig Deßjatinen Fläche sind liebevoll mit hervorragenden Exemplaren des Pflanzenreiches ausgestaltet worden. Sie wurden auf dem gesamten Erdball gesammelt. Mächtige Mammutbäume aus Australien erheben sich über die gigantischen Blätter der Bananenpalmen. Die Alpenkiefer wirft ihre Schatten auf die zarten Blüten der japanischen Mimose. Im Hintergrund der Blautannen wiegen sich schwer die blendendweißen Wachsblüten der Magnolie. Akazien, Lorbeerbäume, die pyramidenförmigen Pappeln und die elegischen Zypressen spiegeln sich auf den dunklen Wasserflächen der Teiche wider. Alles ist erstaunlich gewaltig, reich an Farben, von der südlichen Sonne freigebig gesättigt, und verbreitet einen berauschenden Duft. Der Park fällt vom Gebirge zum Meer hin ab.
Durch das leise Rauschen der verschiedenartigsten Blätter hindurch hört man, wie zärtlich die Wellen murmeln, wenn sie an die Steine des Ufers schlagen. Alles ist majestätisch schön. Die Pflanzenwelt setzt durch ihre Energie in Erstaunen. Die südliche Sonne, noch nicht mittäglich heiß, glänzt zärtlich auf dem Blätterwerk der Fächerpalmen, wirft liebevoll ihre Strahlen auf die Blumen und die flimmernden Kieselwege. Das Meer rauscht, als würde eine Orgel die Luft einsaugen. Jetzt möchte man ein Lied hören, irgendeine festliche Hymne an den Morgen, die Sonne, das Leben. Hoch über dem Park, auf der Straße nach Jalta, heult ein Wagen auf, als er in den Tunnel fährt. Das Echo läßt dieses Geheul an den Felsen widerhallen und wirft es nach unten, in den Park und zum Meer. Das Meer, das die Luft mit einem salzigen und jodhaltigen Geruch gesättigt hat, schlägt die Wellen gleichmäßig an den Strand, die Kieselsteine scheinen miteinander zu murmeln. An das Ohr klingt das Gekreisch der Möwen, es zwitschern die Schwalben und trillern die Finken, die Rotkehlchen und Laubsänger. Je mehr der Tag erwacht, um so reicher wird die Musik des Lebens.
Maxim Gorki
über die touristische Hochburg Jalta auf der Krim



Jalta

... gibt es eigentlich gar nicht. Zumindest vom administrativen Standpunkt aus. Denn Jalta ist verwaltungstechnisch gesehen Groß-Jalta. Und Groß-Jalta zieht sich über 80 Kilometer an der Küste des Schwarzen Meeres entlang. Es umfaßt nicht nur Jalta selbst, sondern auch solche kleinen Städtchen wie Mißchor, Liwadija, Oreanda, Alupka mit dem berühmten „Schwalbennest" (Foto rechts), Massandra und Gursuf. In jedem dieser Kurorte gibt es zahlreiche Hotels, eines der neuesten heißt „Drushba" (Foto oben), Erholungsheime und Sanatorien. Insgesamt hat Groß-Jalta 156 davon. Und mit jedem Jahr werden es mehr. Begonnen hat diese Entwicklung 1920. Mit einem Lenin-Dekret, welches aus Villen Sanatorien machte. 7745 Erholungsuchende zählte Groß-Jalta 1920. Heute werden hier 7 Millionen Menschen aus der UdSSR und der ganzen Welt betreut. Nicht nur mit so unterhaltsamen Dingen wie ein Frisierwettbewerb es ist, sondern auch mit den neuesten Methoden der Klimatherapie. Dahinter verbirgt sich nichts weiter als die Tatsache, daß in Jalta schon allein das Klima heilt, daß die exotische Pflanzenwelt der Krim sich günstig auf das Wohlbefinden und die Stimmung der Menschen auswirkt. Kein Krimsches Märchen: Die Parks von Liwadija, Alupka oder Massandra sind die besten Ärzte der Welt.



Verlustig

Welche Maßnahmen werden eingeleitet, wenn ich in der Sowjetunion meinen Ausweis verliere?
Werner Born, 1100 Berlin

Sie müssen diesen Verlust bei der sowjetischen Miliz melden und sodann mit einer entsprechenden Bescheinigung zum nächsten Konsulat oder zur Botschaft der DDR in der UdSSR reisen. Die Botschaft befindet sich in Moskau, Konsulate gibt es in Kiew, Minsk und Leningrad. Zuvor müssen Sie sich zwei Paßbilder anfertigen lassen, damit Ihnen in der Botschaft oder in den Konsulaten ein Reisedokument ausgestellt werden kann. Die notwendigen Fahrkosten in der UdSSR gehen zu ihren Lasten.

Vergoldet

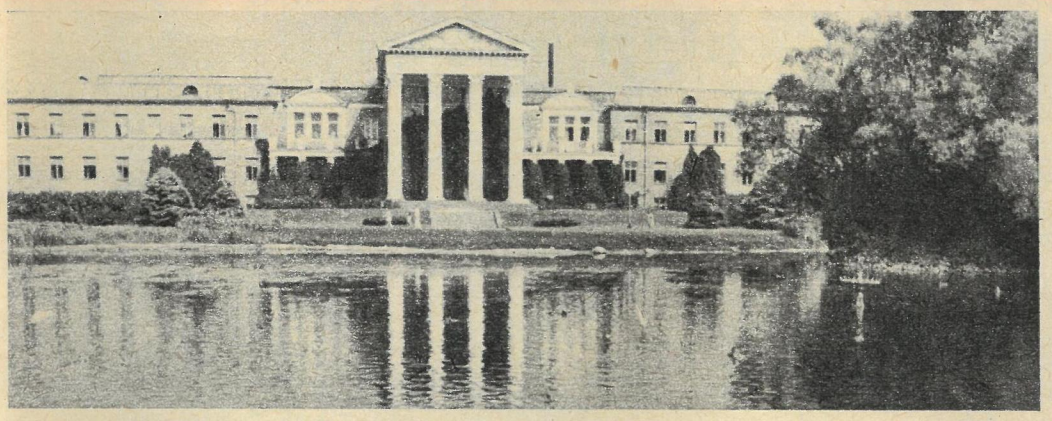
Was stellt das Goldene Tor in Wladimir dar?
Emil Block, Dresden

Das Goldene Tor (1164) von Wladimir war das Stadttor für das Hofgefolge. Der Name erinnert an das Goldene Tor in Kiew, dem es nachgebaut ist. Die Torflügel sind mit vergoldetem Kupfer beschlagen. Das Tor von Wladimir ist das einzige noch erhaltene große Baudenkmal der russischen Militärbaukunst des 12. Jahrhunderts. Auf einem weißen Stein im Gemäuer des Tores kann man noch die eingemeißelten Insignien der Baumeister der Fürsten Bogoljubski erkennen. Heute befindet sich in den Räumen innerhalb des Goldenen Tores die Militärhistorische Ausstellung des Museumsreservats. Hier werden alte Waffen und Banner der russischen Heere ausgestellt.

Versalzen

Ich plane für den nächsten Urlaub eine Schiffsreise innerhalb der Sowjetunion. Bekomme ich an Bord Diätkost, stehen genügend Liegestühle zur Verfügung?
Elke Riemer, Quedlinburg

Auf den Schiffen ist es leider nicht möglich, Diätkost zu verabreichen. Diabetiker müssen sich also, wenn sie eine Schiffsreise unternehmen, darauf einstellen. Liegestühle stehen natürlich ausreichend zur Verfügung. Sollten jedoch alle Passagiere zur gleichen Zeit ein Sonnenbad nehmen wollen, tritt das ein, was man einen zeitweiligen Engpaß nennt. Man kann sich da mit einer mitgenommenen Luftmatratze behelfen.

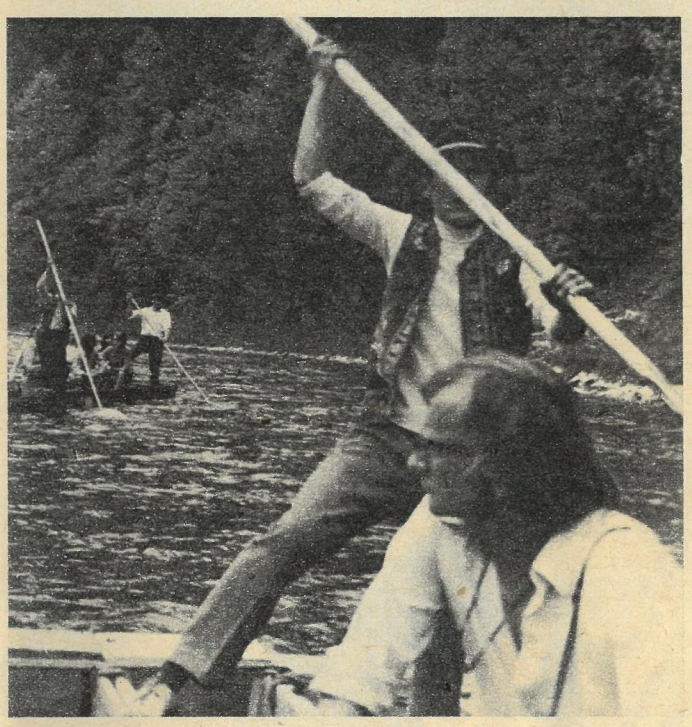


Akademische Blumen

Der botanische Garten der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Moskau ist der größte seiner Art in Europa. Im Waldpark Ostankino gelegen, nimmt er ein Areal von rund 360 Hektar ein. Dank der vielfältigen Bodenverhältnisse wachsen dort mehr als 20 000 Arten von Blumen und Gräsern, mehr als 4000 Bäume und Sträucher und etwa 2000 Rosensorten. Drei Bäche durchqueren den Garten. Und Ströme von Menschen, herbeigelockt durch die herrliche Landschaft.

Schöpferische Schläge

Eine neue Kunstform wurde jüngst von dem Ungarn Ferenc Polyak kreiert: Axt-Art. Schlagfertig hauchte er einer Reihe von alten Bäumen neues Leben ein. Zu bewundern sind die so entstandenen hölzernen Kunst-Gesellen am Eingang des Naturschutzparks in der Nähe von Kecskemét.



Geplantes Abenteuer

Zu den schönsten Gegenden Polens gehört das auf der nordöstlichen Seite der Tatra gelegene Pieniny-Gebirge, ein Bergmassiv aus Kalkstein, durch das sich der Dunajec seinen Lauf bricht. Drei Kilometer nur ist der Fluß lang. Doch sieben Schleifen verlängern seinen Lauf auf neun Kilometer. Wildwasserabfahrten haben auf dem Dunajec eine lange Tradition. Bereits im 19. Jahrhundert organisierte man sie als geplantes Abenteuer für die Gäste der nahen Kurorte. Das Floß wird von zwei Flößern geführt, die mit beruflichem Können dafür sorgen, daß die Gefahr im touristischen Rahmen bleibt.

Fahrkarten-Wunder

Die Moskauer U-Bahn beging im vergangenen Jahr ihr 50jähriges Jubiläum. Weltbekannt sind die Bahnhöfe dieses umweltfreundlichen, schnellen Verkehrsmittels. Sie werden als unterirdische Paläste bezeichnet. Die erste Strecke, sie nahm 1935 den Betrieb auf, war elf Kilometer lang und hatte dreizehn Stationen. Die Züge bestanden aus vier Wagen, sie fuhren in einem Abstand von fünf Minuten. Wie durch ein Wunder ist eine Fahrkarte erhalten geblieben, mit der am Tag der Eröffnung einer der ersten Passagiere die Moskauer U-Bahn benutzte. Damals Dutzendware, ist sie heute eine Rarität im Museum der Moskauer Untergrundbahn. Dieses befindet sich auf der Metro-Station „Sportiwnaja". Es macht mit der 50 Jahre alten Geschichte des modernsten Moskauer Nahverkehrssystems bekannt, dessen Streckennetz gegenwärtig 203,5 Kilometer umfaßt. Auf den neun Linien verkehren täglich 7000 Züge.

Verladen

Bis zu welcher maximalen Größe wird Gepäck in Stadt- und Fernverkehrsautobussen innerhalb der UdSSR befördert?
Susanne Reichelt, Cottbus

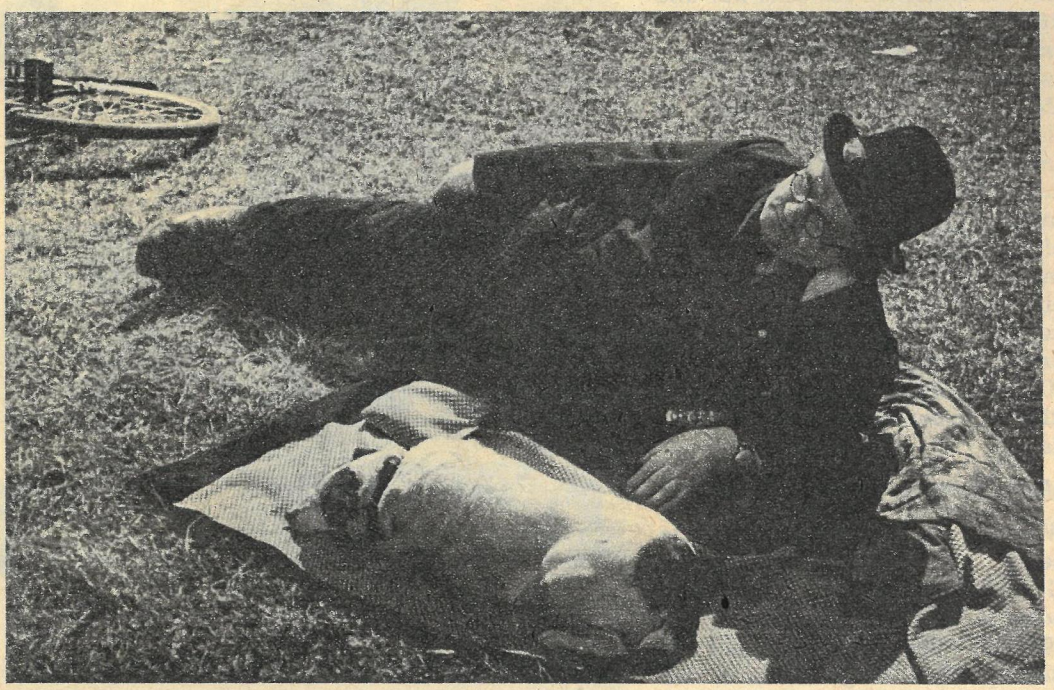
In Autobussen des städtischen und des Vorstadtverkehrs kann der Fahrgast ein Stück Handgepäck von der Größe 60 × 40 × 20 Zentimeter kostenlos mit sich führen. Gegen Bezahlung kann er Gepäckstücke aufgeben in der Größe 100 × 50 × 30 Zentimeter. Im Fernverkehr gelten die gleichen Regelungen mit einer Zusatzbestimmung: Der Fahrgast darf nicht mehr als 30 Kilogramm Gewicht mit sich führen.

Verdrahtet

Aus Zeitungen habe ich erfahren, daß in diesem Fünfjahrplan (1986–1990) in Georgien zwanzig neue Seilbahnen gebaut werden sollen. Können Sie darüber etwas Näheres mitteilen?
Peter Busse, Leipzig

Unter den territorialen Bedingungen Georgiens gehören Seilbahnen zu den effektivsten Transportarten. Gegenwärtig gibt es zehn Sesselliftbahnen, acht große und kleine Schleppseilbahnen und 37 Kabinenpendelbahnen. Im neuen Fünfjahrplan werden zusätzlich zehn Sesselliftbahnen, neun Schleppseilbahnen (für Gebirgstourismus und alpinen Skisport) sowie zwölf Kabinenpendelbahnen gebaut.

Fotos: W. Repik, W. Falin/TASS (3), P. Nossow/TASS (2), PAI, INTERFOTO MTI, V. Achlomow
Texte und Information: K.-H. Gummich
Redaktion: B. Siegmund



Ossetische Tourismus-Weisheit: Verweile mit Ruhe, denn der Hastige ist beim Hingehen schon auf dem Rückweg.

Ein großer Wettkampf ist zu Ende. Die beiden mit Abstand stärksten Schachmeister unserer Zeit lieferten sich einen hochdramatischen Kampf. Millionen Menschen in der ganzen Welt – keineswegs nur Schachspieler – verfolgten das Duell mit Spannung.
Großmeister und Amateure sind sich einig: Es wurden wunderbare Partien gespielt. Die 24 Begegnungen des Matchs werden noch lange nachgespielt und analysiert, debattiert und bewundert werden.
Ich stehe nicht an zu sagen, daß dieser Wettkampf in der seltenen Verbindung von spannendem sportlichen Ablauf und Schachkunst in Vollendung die beste Weltmeisterschaft aller Zeiten war.

Glanzvoller Rahmen an der Themse wie an der Newa

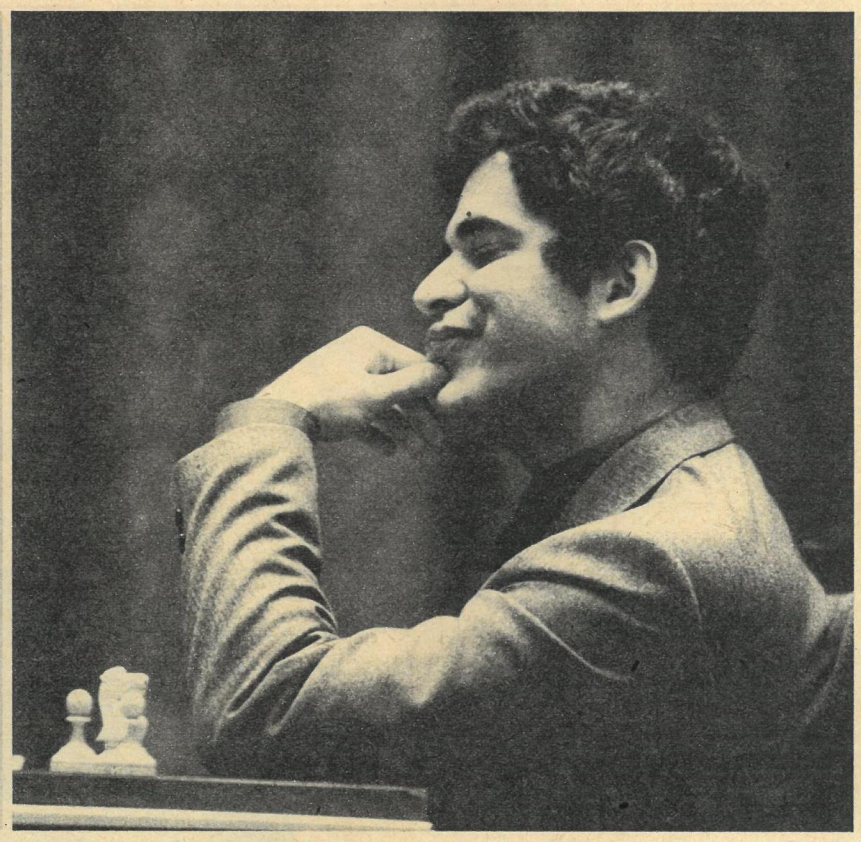
Die FIDE und ihr für die Austragung der WM-Wettkämpfe verantwortlicher Präsident hatten bei der Arrangierung der K&K-Begegnungen nicht gerade eine glückliche Hand. Nicht alle ihrer Entscheidungen waren weise. Zu den wenigen, von denen man das sagen kann, gehört die Festlegung, die Weltmeisterschaften – der Damen wie der Herren – jeweils in zwei Städten auszutragen, die in verschiedenen Staaten liegen. Dadurch wird die Ausstrahlung der WM-Kämpfe potenziert und der Popularisierung des Schachs weltweit gedient. Die Schach-Föderationen mehrerer Länder erhalten Gelegenheit, Erfahrungen in der Ausrichtung solcher Veranstaltungen zu sammeln und auszutauschen.
London und Leningrad wetteiferten darin, die besten Bedingungen für Aktive, Publikum und Medien zu schaffen. Und beide Städte gaben dieser Weltmeisterschaft einen wahrhaft glanzvollen Rahmen.
Großbritannien, das Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Hochburg des europäischen Schachs war und 1856 in London das erste internationale Schachturnier der Geschichte organisierte, hat später schlechtere Zeiten gesehen. Gegenwärtig ist das Schachleben in dem Inselreich im Aufschwung: Das Land zählt zehn Internationale Großmeister und gewann bei der letzten Schacholympiade Silber. Daß es nun erstmals eine Weltmeisterschaft – oder eine WM-Halbzeit – ausrichten konnte, „war genau das, was das britische Schach brauchte", sagte IGM Raymond Keene, dessen Initiative London den Zuschlag verdankt.

Mit offenem Visier

Während die Schachgemeinde beim ersten Zusammentreffen Garri Kasparows und Anatoli Karpows – der „Unvollendeten" von 1984/85 – über die große Zahl der Remispartien klagte (83,4 % der 48 Partien endeten unentschieden), war bei dem jetzt zu Ende gegangenen Wettkampf der Anteil der re-

Garri bleibt König

Eine Betrachtung von Heinz Stern zum Revanchekampf um die Schachweltmeisterschaft Kasparow–Karpow



sultativen Partien verhältnismäßig hoch: 37,5 %. Das zeugt von einem energischen Schlagabtausch. Die Partner kämpften gewissermaßen mit offenem Visier. Die Fans beider Seiten sahen die Funken stieben und konnten so richtig „mitgehen". Es gab viel Applaus für jeden gelungenen Treffer.

Vor dem Wettkampf hatte Ex-Weltmeister Michail Tal prophezeit, die Entscheidung werde „irgendwo im Bereich der Partien 14 bis 16" fallen. Das schien sich zu bewahrheiten, als Garri die 14. und die 16. Partie gewann und sein Ein-Punkte-Vorsprung aus der Londoner Halbzeit auf drei Zähler anwuchs: 9,5:6,5, noch acht Partien zu spielen – der Wettkampf schien gelaufen.

Aber dann trat etwas ein, womit niemand gerechnet hatte: Anatoli gewann drei Partien hintereinander, und es stand plötzlich 9,5:9,5. Alles schien wieder offen; einige Experten, so die Internationalen Großmeister (IGM) Wladimir Alatorzew und Wolfgang Uhlmann, billigten Anatoli Karpow für die verbleibenden fünf Partien sogar die besseren Chancen zu.

Zu dieser überraschenden Wende im Wettkampfverlauf ist zunächst zu sagen, daß Anatoli Karpow ein großer Kämpfer ist. Er steckte trotz seines Rückstandes nie auf und nutzte jede sich bietende Chance, so, als Garri Kasparow während der 18. Partie in Zeitnot erst den Gewinn und später auch das Remis verpaßte. Zur 19. Partie meinte der englische Großmeister Nunn, Karpow habe sie „mit übermenschlicher Stärke" gespielt.

Kampfgeist und Spielstärke Karpows sind freilich keine ausreichende Antwort auf die Frage, die Fachleute wie Laien zutiefst bewegte: Wie kann ein Weltmeister drei Partien in Folge verlieren? Oder, um es mit dem ostfriesischen Spaßmacher Otto zu formulieren: Wie konnte es zu dieser herrlichen Katastrophe kommen? Kasparows Anhänger fragten verzweifelt: Hatte Garri es nötig, mit drei Punkten Vorsprung Risiken einzugehen? IGM Nana Alexandria sprach von „mangelnder Reife" des Weltmeisters, IGM Alexej Suetin schlicht von Dummheit.

Michail Tal aber, der zur fraglichen Zeit ein internationales Turnier in Sotschi spielte, sah die Sache ganz anders. Er erinnerte an ein Buch, das Garris Lehrer und väterlicher Freund Michail Botwinnik 1960

Es kommt auf die Sekunde an: Uhrenkontrolle vor Partiebeginn durch den englischen Schiedsrichter Robert Wade.

über „Das Revanche-Match Smyslow–Botwinnik 1958" schrieb. Dort ist zu lesen:

„Der Drei-Punkte-Vorsprung gab mir einen ernsten Trumpf in die Hand; ich erkannte nicht sogleich, wie er zu nutzen sei: Er bot mir die Möglichkeit, eine vorsichtige Taktik einzuschlagen. Und das ist in einem Zweikampf ebenbürtiger Gegner ein großer Vorteil. Ich hielt mich bis zum Ende des Wettkampfs an diese Taktik; und ich war sicher, sie würde zu einer noch größeren Punktedifferenz führen, da ein Moment eintreten mußte, in dem mein Partner nervös wird und die Geduld verliert."

Kannte Garri dieses Zitat, oder diesen Gedanken? Michail Tal zweifelt nicht daran. Garri wußte um die Erfahrung Botwinniks, und er erinnerte sich gewiß daran, als sein eigener Vorsprung drei Punkte erreicht hatte. Aus der Erfahrung seines ersten Weltmeisterschaftskampfes von 1984/85 wußte er auch, daß er mit der Wahl solider Eröffnungen und mit Sicherheitstaktik durchaus in der Lage war, Niederlagen gegen Karpow zu vermeiden – er hatte von den letzten 21 Partien jenes Marathons nicht eine einzige verloren!

Dennoch hielt Garri es nicht für möglich, dem Rat seines alten Lehrmeisters zu folgen. Es entsprach nicht seinem Stil und seinem Charakter, es ging wider seine Natur, das Visier herunterzulassen und seinen Drei-Punkte-Vorsprung mit Klammern über die Runden zu bringen. Sofern Vernunft mit Remisschieberei gleichzusetzen ist, so möge der Himmel verhüten, daß Garri je „vernünftig" wird.

Es ist bemerkenswert, daß das Dahinschmelzen seines Vorsprungs den Weltmeister in keiner Weise schockiert oder verunsichert hat. Das zeugt von enormer Nervenstärke und einem außergewöhnlichen Selbstbewußtsein. Garri geriet zu keinem Zeitpunkt des Wettkampfs in Rückstand und erreichte mit dem Sieg in der 22. Partie sein Ziel, nicht nur den Titel zu verteidigen, sondern auch das Match zu gewinnen.

So kann man resümieren: Garri hat in souveräner Weise seinen zweiten Weltmeisterschafts-Lorbeer errungen. Sein phantasievolles, risikofreudiges Spiel triumphierte ein zweites Mal über die Sicherheitsstrategie Karpows.

Tempora mutantur...

Diese Weisheit der alten Römer kenne ich noch aus meiner Schulzeit. Es ging weiter: „... et nos mutamur in iis". Zu deutsch: Die Zeiten ändern sich, und wir ändern uns in ihnen (nämlich in den Zeiten). Der Weltmeisterschaftskampf bestätigte den alten Spruch nachdrücklich.

Im Halbfinalkampf der WM-Kandidaten Kasparow–Kortschnoi (London 1984) ging Kortschnoi in Führung und behauptete diese einige Runden lang. Kortschnois Sekundant schrieb damals, es genüge, gegen Kasparow zum Damentausch zu kommen, schon sei er erledigt. Kortschnoi verlor bekanntlich trotz dieses „Wissens" das Halbfinale noch deutlich. Aber die Schwäche Garris in der Endspielbehandlung war nicht zu übersehen. Sie trat auch in den beiden vorgenannten WM-Kämpfen gegen Anatoli Karpow zutage.

Aber die Zeiten haben sich geändert und Garri in ihnen. In der jetzigen WM-Revanche wich er dem Damentausch nicht nur nicht aus, sondern suchte ihn selbst in vielen Partien. Er gewann einige im Endspiel; er konnte den „Techniker" Karpow mehrmals in technischer Manier schlagen.

Auch Anatoli Karpow hat sich „in den Zeiten" geändert. War er dem Weltmeister 1985 in der Eröffnungsvorbereitung und -behandlung deutlich unterlegen, so zeigte er sich in der Revanche auf diesem Gebiet stark verbessert. Die 17. und die 19. Partie gewann er aus der Eröffnung heraus.

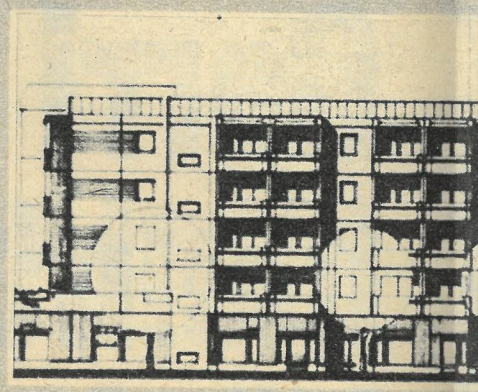
Beide haben auf den Gebieten, die ihre Schwachpunkte waren, hart gearbeitet; und beide sind in der kurzen Zeit von weniger als einem Jahr erstaunlich weit vorangekommen. Das ließ sie stärker und gereifter erscheinen als vor Jahresfrist, machte den Wettkampf hochklassiger und interessanter.

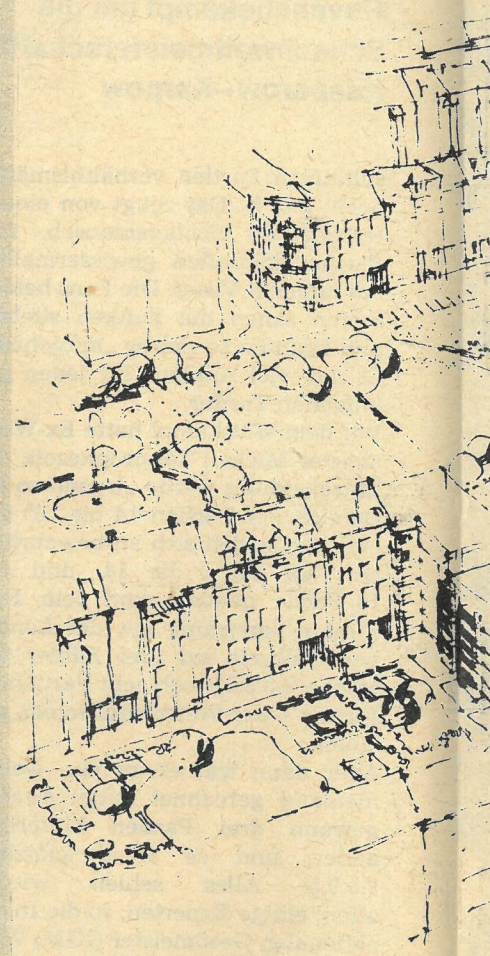
Insgesamt freilich hat der Weltmeister wohl ein bißchen mehr Boden gutgemacht als der Herausforderer – der beispielsweise das Problem der schwarzen Farbe nicht zu lösen vermochte und mit den schwarzen Steinen fünf von 12 Partien verlor –, und das eben dürfte den Ausschlag für Garris letzten Endes doch klaren Sieg gegeben haben...

Fotos: V. Billeb (2), Donskoi

**Eine Beitragsfolge von Prof. Dr. Werner Rietdorf,
Institut für Städtebau und Architektur der Bauakademie der DDR**

Karl-Marx-Stadts Sonnenberg

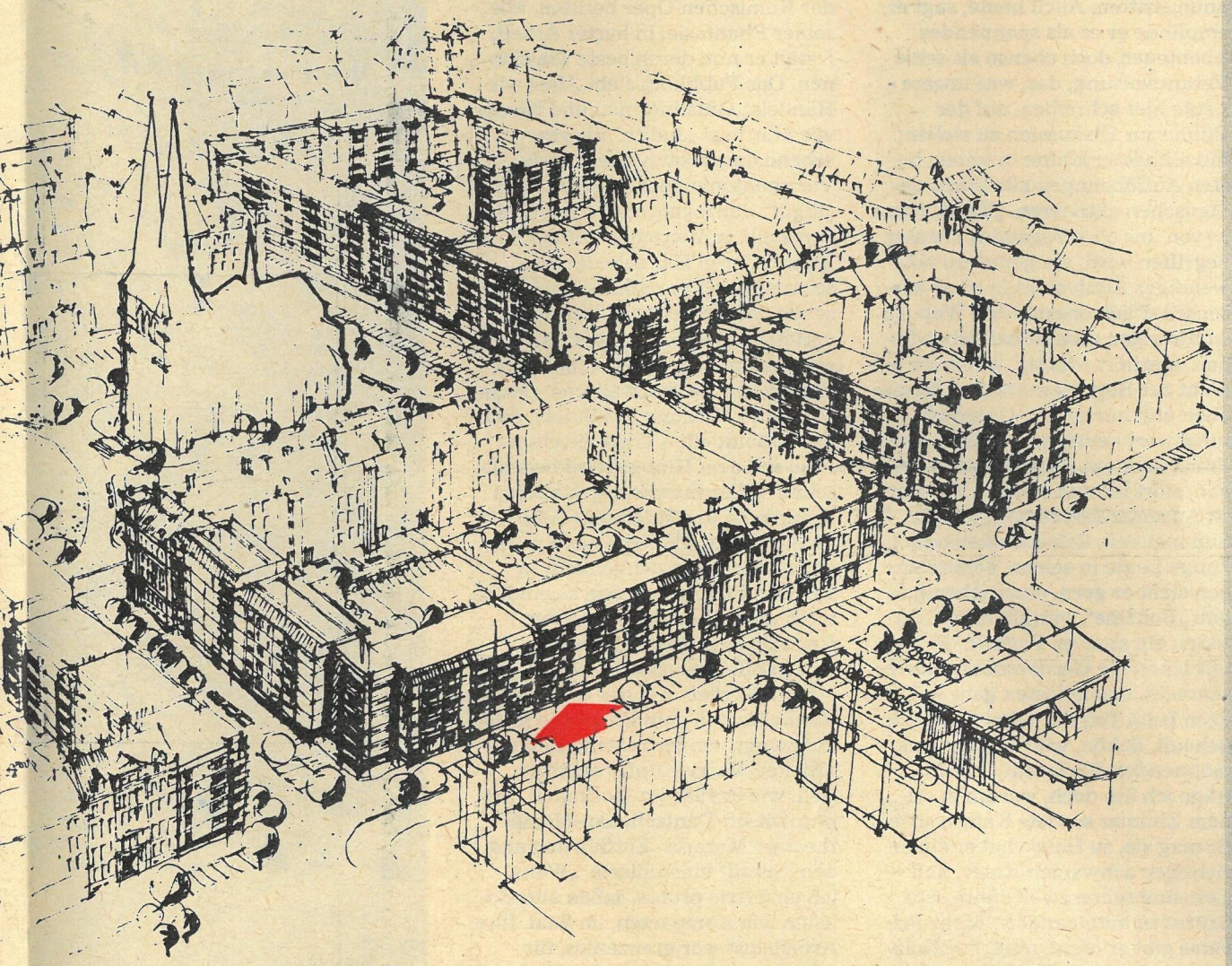




In vielen unserer Großstädte und industriellen Ballungszentren treffen wir auf ausgedehnte Wohn- und Mischgebiete. Sie wurden während der sogenannten Gründerzeit zwischen 1870 und 1910 in Form der berüchtigten Mietskasernen errichtet, also als Mietsspekulationsbauten. Seither sind sie ihrem Charakter nach typische Arbeiterwohngebiete. So auch in Karl-Marx-Stadt, dem früheren „Ruß-Chemnitz", der Sonnenberg, ein Gebiet von über 77 ha Größe, in dem 1981 etwa 15 000 Bürger wohnten. Wie in anderen Baugebieten aus jener Zeit gibt es auch hier ein regelmäßiges, fast rechtwinkliges Straßennetz und darin eingeschlossen Wohnquartiere mit 4- bis 5geschossiger Bebauung und teilweiser Überbauung der Hofflächen durch Industriebetriebe und andere Gewerbestätten.

Eingeordnet in das langfristige Wohnungsbauprogramm der DDR wurde vor etwa 8 Jahren damit begonnen, den Sonnenberg für eine schrittweise Rekonstruktion und Umgestaltung vorzubereiten. Grundlage dafür war die angestrebte Einheit von Neubau, Modernisierung, Rekonstruktion und Werterhaltung. Im Auftrag des Rates der Stadt wurden dazu umfangreiche Analysen über den vorhandenen Baubestand erarbeitet, Modernisierungs- und Rekonstruktionsstrategien entwickelt und alle wesentlichen städtebaulich-funktionellen, ökonomischen und architektonisch-gestalterischen Fragen einschließlich sozialer Problemstellungen untersucht. Dabei reifte die Absicht, das Gebiet abschnittweise zu rekonstruieren und möglichst dort mit dem Neubau von Wohnungen zu beginnen, wo sich die besten Bedingungen für die Baufreiheit und damit für eine moderne Bautechnologie ergeben. Denn die Neubauten konnten in dem hier erforderlichen Umfang und Tempo nur mit Hilfe der rationellen Großplattenbauweise realisiert werden.

Wichtige Impulse für die Projektierung der neuen Häuser am Sonnenberg gingen von dem 1982/83 durchgeführten republikweiten Wettbewerb zur Erlangung von Prinziplösungen für das innerstädtische Bauen auf der Grundlage der Wohnungsbauserie 70 aus. Wie in Berlin, Leipzig, Erfurt und Magdeburg wurde auch in Karl-Marx-Stadt eine neue Gebäudelösung entwickelt, bei der sich die Vorteile einer effektiven Vorfertigung und



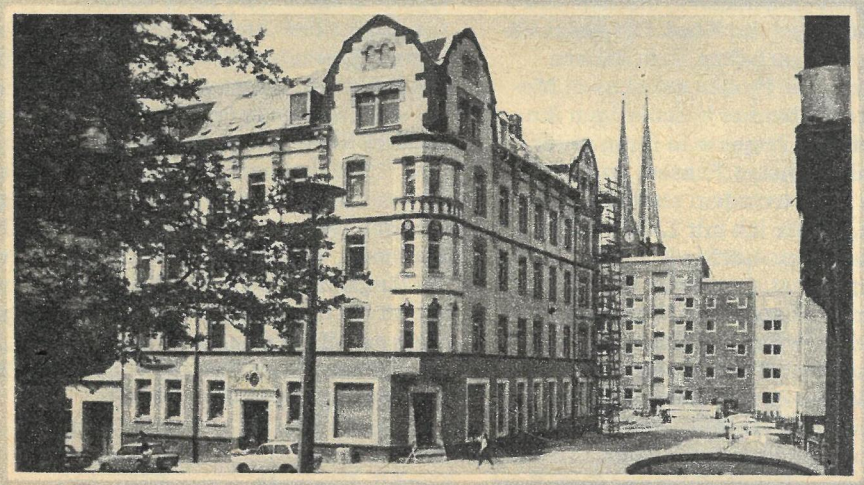
Heute und morgen in unserer Stadt (7)

Ich war 1945 ausgebombt und erhielt in der heutigen Dimitroffstraße im ehemaligen Chemnitzer Mietskasernenviertel Sonnenberg für mich und meine drei Kinder eine Wohnung. Sie war kalt, leer und kaputt. Doch zum Resignieren war keine Zeit. Wir mußten ja leben und wollten besser, klüger sein als zuvor. Sorgte ich zunächst nur für meine Angehörigen, so war bald auch der Sonnenberg „meine Familie". Ich wurde Haus- und Straßenvertrauensmann, und wir machten im Wohnbezirksausschuß Dampf auf: Sammelten Altstoffe, sorgten für die Älteren, für die Kinder des Patenkindergartens. Wir kümmerten uns um ein sauberes Wohngebiet, wenn auch mit den alten Häusern, den verbauten Höfen, den baumlosen Straßen nicht mehr viel Staat zu machen war. Doch seit drei, vier Jahren ändert sich das zusehends. Mir gefällt, was mit unserem traditionsreichen Arbeiterviertel geschieht. Wir fühlen uns sehr wohl, sind zufrieden, auch wenn noch einiges zu tun bleibt. Im Sommer wurde bei uns die 2,5millionste Wohnung, die seit 1971 in der Republik entstand, von einer glücklichen Familie bezogen.

Katharina Nietzel, Arbeiterveteran

Montage verbinden mit den spezifischen Anforderungen für das Bauen in der Innenstadt. Der Prototyp der neuen Gebäudeserie IW 83 wurde inzwischen an der Mühlenstraße im Norden des Karl-Marx-Städter Zentrums erfolgreich erprobt. Und auch am Sonnenberg im Teilgebiet Süd (Schaubild: Theodor-Körner-Platz) sind bereits die ersten Bauten mit dem charakteristisch abgeschrägten Dachdrempel und den vorgestellten Loggien an die Bevölkerung übergeben worden ...

In den erhaltenswerten alten Wohnbauten (Foto links: die Dimitroffstraße; rechts: rekonstruierter Altbau) haben indessen die erforderlichen und teilweise sehr komplizierten Arbeiten zur Instandsetzung und Modernisierung begonnen. Dabei geht es wie überall in unseren Altbaugebieten darum, die zur Verfügung stehenden finanziellen und materiellen Fonds so effektiv wie möglich einzusetzen und bei höchster sozialer Wirksamkeit das Verhältnis von Aufwand und Ergebnis weiter zu verbessern.



Zeichnung: Dipl.-Architekt Jochen Krüger, WBK Karl-Marx-Stadt
Fotos: Detlev Steinberg

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über siebenunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

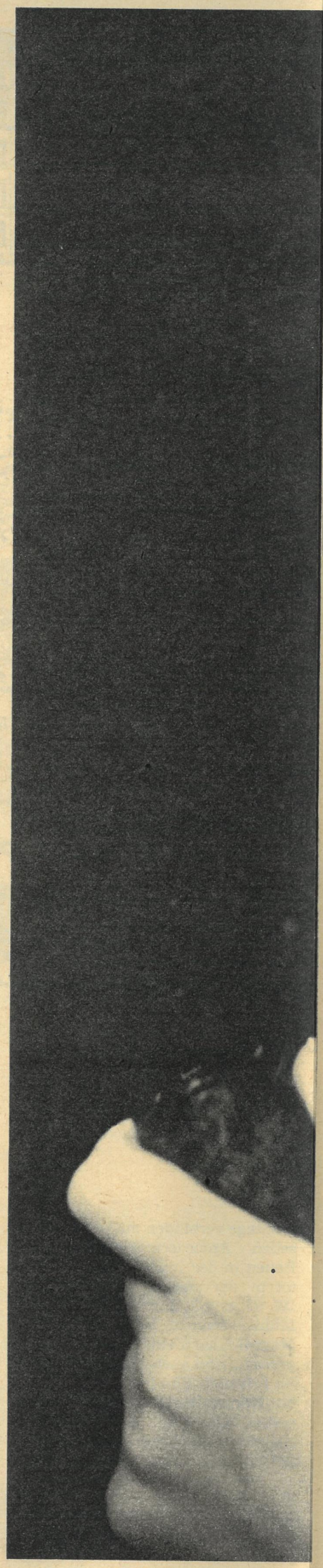
Harry Kupfer

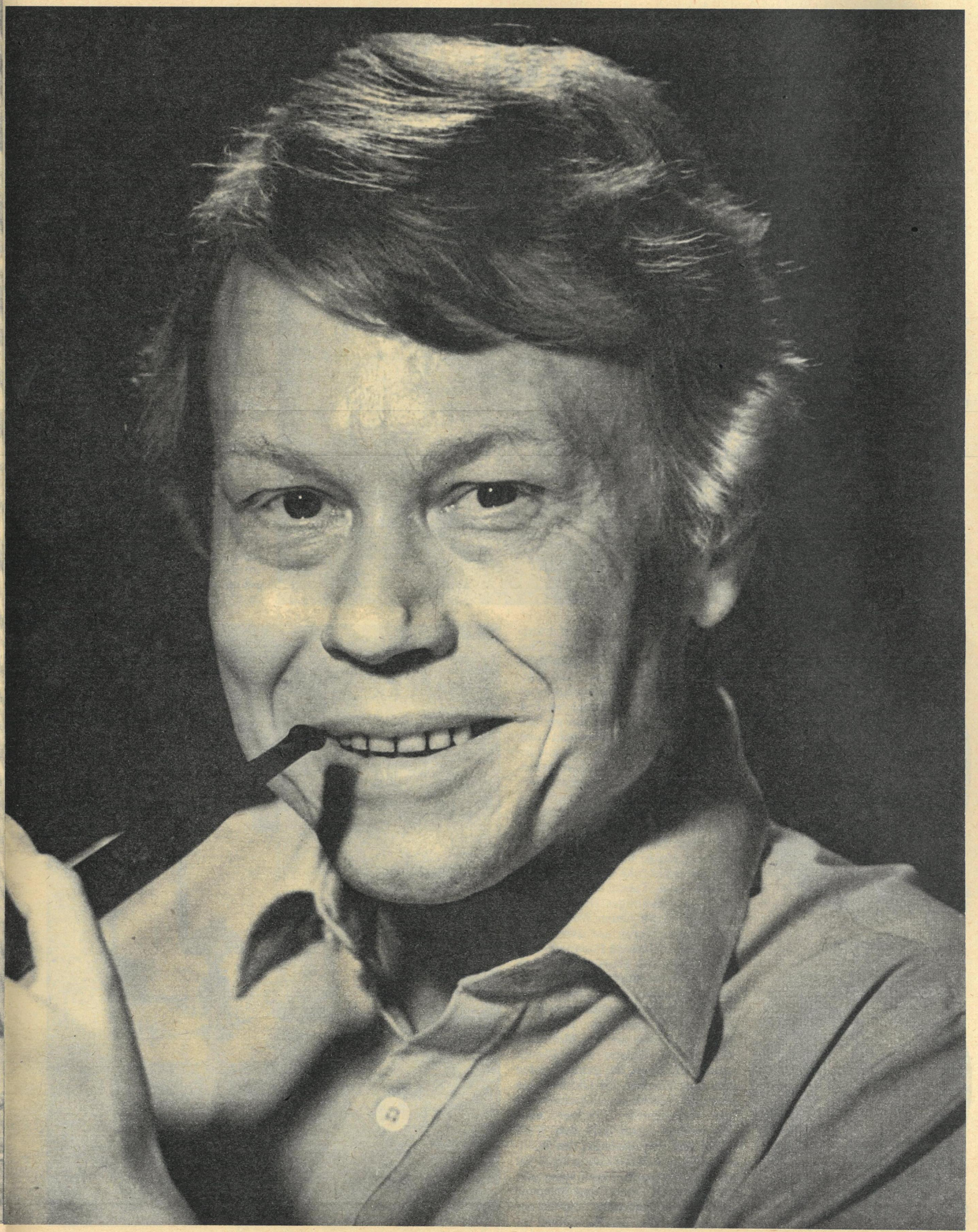
Er kommt geradewegs von der Probe, verschwitzt, nicht erschöpft. Die Spannung spürt man, aber ebenso jene heitere Ruhe, die einer aus bestandenen Kämpfen, aus Lebenserfahrung gewinnt. Er genießt es, sich die Pfeife anzuzünden, auch ein Zeichen, Hektik ist ihm verhaßt. Termine nimmt er pedantisch genau, kann grob werden, wenn jemand etwas verschusselt. Wäre er nachsichtiger, würde er sein selbstgewolltes, immenses Arbeitspensum – mindestens drei Inszenierungen pro Jahr mit vielen Auslandsverpflichtungen – kaum schaffen. Am Schreibtisch, ohne den auch ein Chefregisseur nicht auskommt, sitzt er die wenigste Zeit. Ein Ensemble leiten, zusammenhalten, künstlerisch entwikkeln, die schöpferische Atmosphäre schaffen, Wohlbefinden herstellen, ihm gelingt das am besten in gemeinsamer, praktischer, ehrlicher Arbeit. Darum machen Proben ihm Spaß. Es sei doch wunderbar, statt zu arbeiten spielen zu können und andere zum Mitspielen zu bewegen ... das klingt salopp. Dahinter verbirgt sich die eben besondere Begabung, seine Sängerdarsteller „aufzuschließen", selbst ihre verborgensten Fähigkeiten zu erkennen, ihre Energien und schöpferischen Kräfte freizusetzen. Dabei muß eine Bedingung beiderseits erfüllt sein: Vertrauen und Offenheit. Fremde sieht er drum im Stadium des Werdens eines Werkes nicht gern. Aber wer ihn bei der Einführung in ein Stück erlebt hat, kann seine sehr persönliche, farbige, schnoddrige, aber auch sehr präzise Art, sich auszudrücken, nur bewundern. Und immer hat er die Stücke musikalisch, bildlich, dramaturgisch im Kopf. Die gedanklichen Vorarbeiten dazu dauern Jahre, die Proben selbst zwei Monate. Nebenher beschäftigen ihn mehrere Projekte in ihren unterschiedlichsten Phasen, und „sollte ich mich trotzdem einmal langweilen, suchte ich mir Laienspieler, um Theater zu machen!"

Kupfer hat es von der Pike auf gelernt, hat auch das Diplom eines Theaterwissenschaftlers in der Tasche, doch Theorie reizte ihn nie. 1958 gab er sein Regiedebüt in Halle mit Dvořáks „Rusalka". Vier Jahre Stralsund, fünfzehn Inszenierungen, damals führte er Jean Kurt Forests Oper „Der arme Konrad" und später „Die Passion des Johannes Hörder" auf, Neuland und nicht unumstritten. Auch heute, sagt er, empfinde er es als spannendes Abenteuer, doch ebenso als seine Verantwortung, das, was unsere Leute hier schreiben, auf der Bühne zur Diskussion zu stellen; Musiktheater könne in seinen besten Aufführungen alle Sinne des Menschen aktivieren. „Es ist, wenn es von uns als erregendes Theater begriffen wird, ein geradezu notwendiges Äquivalent in einer wissenschaftlich orientierten Welt. Es ist für unser gesellschaftliches Leben unerhört wichtig, wenn wir es nicht zur Repräsentation mißbrauchen und nur seinen Unterhaltungswert benutzen." Sollten da ein Frack oder ein Abendkleid wegbleiben, stört ihn das wenig. „Theater ist Auseinandersetzung, ich bin nun mal kein Schokoladenbonbon!" Junge Leute in seinen Vorstellungen sieht er gern, einen Abend, es gab „Bohème", vergißt er nie. Da saßen ein paar im Parkett, die hatten schon die Garderobenfrauen erschreckt, und sie taten ganz kalt ... doch beim Tod der Mimi haben sie geheult. Schön, wie? Trotz seines mahnenden Blicks auf die Uhr frage ich ihn doch, warum in seinem Zimmer so viele Katzen sitzen. Er mag sie, zu Hause hat er einen richtigen schwarzen Kater, und „wir sind schon zwölf Jahre sehr zufrieden miteinander." Mehr Privates gibt er nicht preis. Die Holzmaus auf seinem Tisch ignoriere ich lieber ...

Siebenundzwanzigjährig wurde Harry Kupfer 1. Regisseur in Karl-Marx-Stadt. Bei dem erfahrenen Operndirektor Carl Riha konnte der ungestüme Junge eine Menge lernen, Ensemblearbeit, auch Organisatorisches, „es ist wichtig, daß ich weiß, was andere Menschen an anderer Stelle leisten und wie sie es tun". Riha, bekennt Harry Kupfer, ist einer meiner Väter. Weimar und Dresden waren weitere bedeutende Stationen, Walter Felsenstein hatte ihn längst im Visier, und Kupfer hat oft bei ihm hospitiert. 1971 erregte er mit „Frau ohne Schatten" von Richard Strauß an der Staatsoper Berlin erste internationale Aufmerksamkeit, sie brachte Kupfer Einladungen nach Kopenhagen, Cardiff, Bayreuth, Graz, Köln, Amsterdam. 1981 kehrte der geborene Berliner endgültig in seine Heimatstadt zurück, zum Chefregisseur der Komischen Oper berufen. Mit seiner Phantasie, in harter Arbeit, festigt er nun deren beste Traditionen. Das Publikum sieht Altes wie Händels „Giustino" neu und Neues wie Matthus' „Judith" überraschend dargeboten. Stets ist die Verwandlung einer „Partie" in eine „Figur" vollzogen, statt Opernhelden stellt er Menschen auf die Bühne, deren Handeln die Zuschauer mit Sympathie oder Abscheu, immer aber mit Interesse verfolgen. So kam die Anregung zur „Judith" von Kupfer, mit dem Wissen um die theatralische, zeitgenössische Wirkung des Sujets. Aus der individuellen Tragödie einer Frau vor dem Hintergrund bestialischen Völkermordens, gestalteten Komponist und Regisseur Allgemeingültiges, die Sehnsucht nach Frieden und Menschlichkeit. In Kupfers Inszenierungen, so ein Kritiker, spürt man etwas von der freundlich-sanften und gerade darum offenbar so überzeugenden Hartnäckigkeit, mit der er seine Vorstellungen dem Ensemble nicht aufzwingt, sondern sie mit ihm erarbeitet. Harry Kupfer erinnert sich, wie er 1984 im Moskauer „Nemirowitsch-Dantschenko-Musiktheater" Mozarts „Entführung aus dem Serail" einstudierte. „Wenn ich eine Arie probte, saßen alle, Solisten wie Komparsen, im Saal. Ihre Arbeitslust war grenzenlos, für mich ein großes Erlebnis." Und so sah das Publikum dann eine Aufführung voller Glanz und Atem. Aufsehen auch 1986 in Wien und Salzburg bei der Uraufführung von „Die schwarze Maske" des polnischen Komponisten Penderecki, der Kupfer diese Zusammenarbeit vorgeschlagen. Hier führte er nicht nur Regie, hatte auch das Libretto nach einem kaum bekannten Einakter von Gerhart Hauptmann mitgeschrieben. Er lächelt über seine Pfeife hinweg. Erfolge von gestern vergißt man am besten, morgen muß man sie neu erringen. Im Dezember hat seine Mozart-Oper „Hochzeit des Figaro" Berliner Premiere.

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)



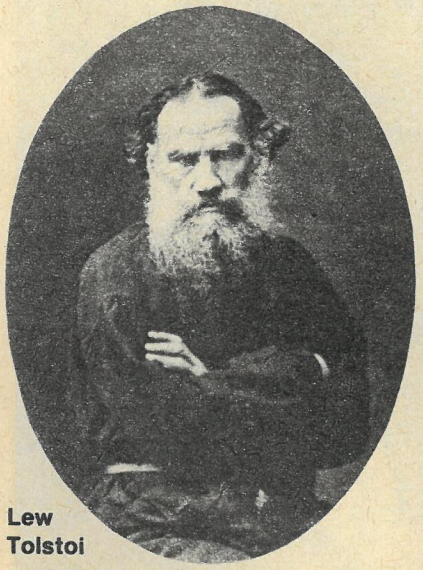


Das Tolstoi-Haus

1882 kaufte Graf Tolstoi für seine Familie das zweckmäßige Holzhaus in Chamowniki. Ihm sagte eher die schlichte Rückseite mit Teehäuschen und großzügiger Gartenanlage zu, als die aufgesetzte klassizistische Vorderfront. Nach der Oktoberrevolution wurde am 6. April 1920 der „Erlaß über die Nationalisierung des Tolstoi-Hauses" herausgegeben, ein Jahr später war es bereits als Museum eröffnet, heute ist auch die Straße nach ihm benannt. Alles, was den berühmten Dichter umgab, wird sorgfältig bewahrt. Das Schachbrett am Fenster erinnert an eine Leidenschaft, die er, wie oft im Bild festgehalten, gerne mit seinen Freunden teilte.

Moskau – Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.

Zenit seines Erfolges. Das schlichte, mittelgroße, typisch Moskauer Adelshaus zeichnete sich durch bequem geplante Zimmerfluchten in beiden Etagen und Zweckmäßigkeit aus. Ohne ausgeprägten Stil war es gut zum Wohnen für eine große Familie. Ursprünglich war es Ende des 18. Jahrhunderts erbaut worden, brannte dann aber 1808 bis auf die Grundmauern nieder. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das Haus von einem leibeigenen Architekten auf dem alten Sandsteinfundament wieder aufge-

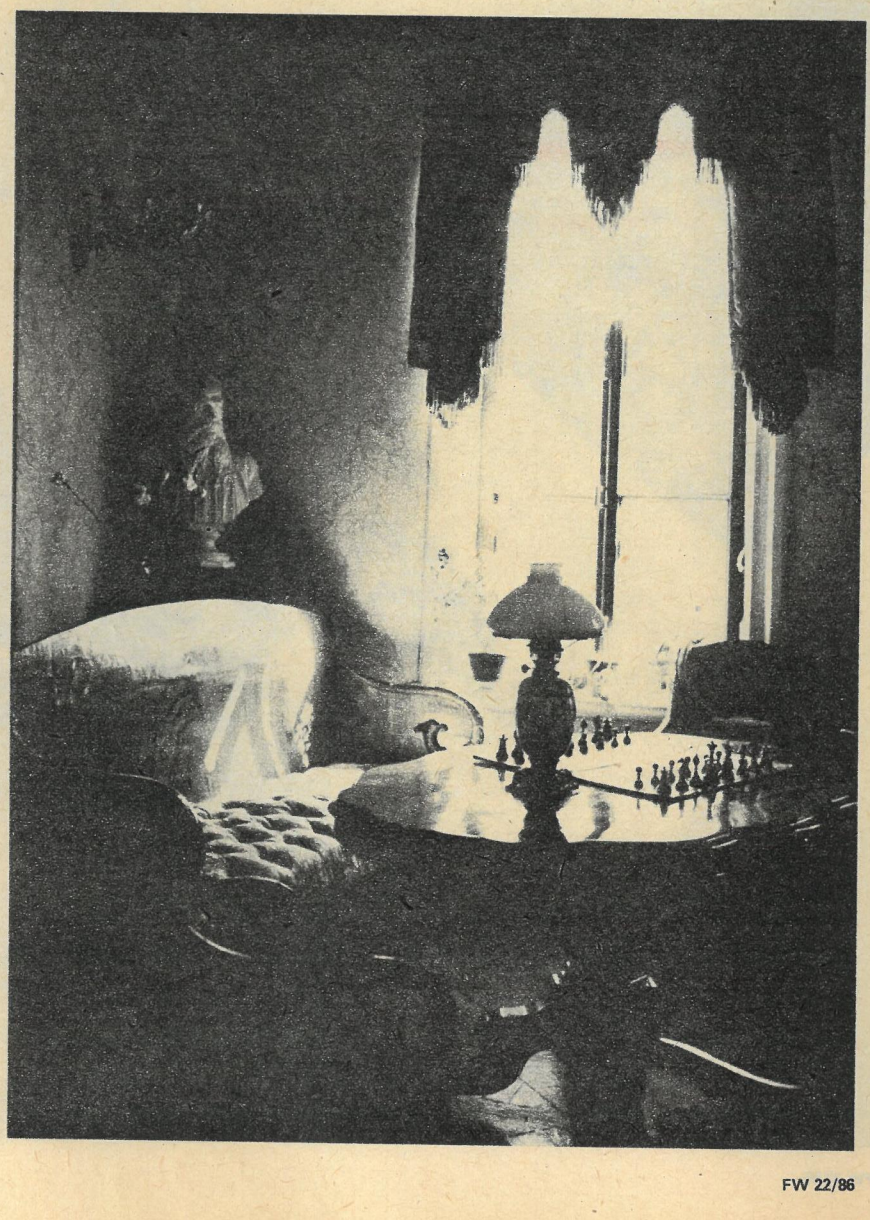


Lew Tolstoi

Sofja Tolstaja

Um die Jahrhundertwende drängten sich im Moskauer Vorort Chamowniki an die hundert Blockhäuser in winkligen Straßen und Gäßchen. Der große Gartenring existierte noch nicht einmal im Projekt, keiner dachte an den großzügigen Komsomolski-Prospekt oder das prunkvolle Frunse-Ufer aus rotem Granit. An der Moskwa befanden sich die Kasernen der Ulanen-Regimenter mit Reitbahnen und Stallungen. Vereinzelt träumten alte Anwesen in schattigen Gärten von ihrer besseren Zeit. In dieser Gegend, einige hundert Meter von der Pretschistenka-Straße entfernt, kaufte Lew Tolstoi im Frühjahr 1882 ein geräumiges Holzhaus mit Park neben der neuen Weberei.

Die Kinder waren auf dem gräflichen Gut in Jasnaja Poljana herangewachsen, die Hauslehrer hatten ihr Wissen erschöpft. Sergej, der älteste, musikalisch begabte Sohn, wollte die Klavierschule am Konservatorium besuchen, Lieblingstochter Tatjana an der Moskauer Hochschule Malerei und Plastik studieren. So zog die ganze Familie mit fünf Kindern im Oktober aus Jasnaja Poljana nach Chamowniki um. Das Anwesen erscheint eher bescheiden, wenn man den Weltruhm und den Adelstitel des 54jährigen Grafen in Rechnung stellt. Zu diesem Zeitpunkt waren seine großen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" bereits erschienen – der Dichter stand im



baut. Balkon, Fenster, Veranda und Zäune waren nach russischer Art mit kunstvollen Holzschnitzereien versehen. Aber den eigentlichen Ausschlag beim Kauf des Hauses hatte der große Garten mit der schattigen Lindenallee und einem Empire-Teehäuschen gegeben, der Tolstoi an den Park in Jasnaja Poljana erinnerte. Es bot einen akzeptablen Kompromiß, die ideale Lösung vieler Familienprobleme. Bis zum Zentrum, wo sich das Konservatorium, die Kunsthochschule und der Wohnsitz vieler Bekannter befanden, waren es nur wenige Kilometer.

Die achtziger Jahre waren für Lew Tolstoi eine Lebensperiode, in der er endgültig mit den Interessen und Anschauungen seiner Klasse brach. Gleich nebenan in der Weberei hatte Tolstoi die Gelegenheit, das Leben der Produktionsarbeiter zu studieren. Tiefe Spuren hinterließ die Volkszählung im Jahre 1882, an der er als ehrenamtlicher Helfer in Chamowniki teilnahm. Er besuchte Nachtasyle und Elendsquartiere, in denen sich die Kinder der Arbeiterinnen in unbeschreiblicher Armut selbst überlassen waren. Er begann zu verstehen, daß keine Philantropie, keine Versuche, die Lage der Armen zeitweise zu erleichtern, bleibenden Nutzen bringen können. Helfen konnten nur tiefgreifende soziale Veränderungen.

Lew Tolstoi erlebte in Chamowniki viele schöne, aber auch leidvolle Stunden. Häufig weilten die Maler Gay und Repin, der Dichter Fet und die Schriftsteller Grigorowitsch, Tschechow, Bunin und Gorki im Hause der Tolstois. Beliebt war der Mittagstisch im Kreise der Familie mit Blick in den Garten. Im ersten Stock, im Saal, fand man sich zur Teerunde ein, dort musizierten Rimski-Korsakow, Rubinstein, Rachmaninow, Skrjabin und Tanejew, sang Schaljapin für Tolstoi. Tolstoi las aus Büchern vor, die jungen Leute spielten Theater und hatten Gelegenheit für allerlei Unterhaltung. Ein freudiges Ereignis in Chamowniki war die Geburt des jüngsten Sohnes Wanja, eines sehr begabten Jungen, der aber schon mit sieben Jahren starb. Tolstoi litt sehr unter diesem Verlust. Quälend waren für ihn auch die ständigen Zwistigkeiten mit seiner Frau Sofja Andrejewna, die einen gräflichen Lebensstandard erhalten wollte und kein Verständnis für die sozialen „Marotten“ ihres Mannes aufbringen konnte, der die Honorare für seine Bücher wohltätigen Zwecken überließ. Er hackte im Winter Holz und heizte selbst seine Öfen, nach dem Mittagessen schusterte er an seinem Arbeitstisch, mit 67 Jahren lernte er innerhalb von drei Tagen Radfahren. Sein Leben widersprach sowohl den Vorstellungen der adligen als auch denen der bourgeoisen Gesellschaft, und doch war er mit sich im ständigen Konflikt angesichts der Armut und sozialen Ungerechtigkeit. In dieser Periode schrieb Tolstoi den Roman „Auferstehung“, die Novellen „Hadshi Murat“, „Die Kreuzersonate“, die Theaterstücke „Macht der Finsternis“, „Die Früchte der Bildung“, „Der lebende Leichnam“ – insgesamt 60 Werke. Seine „Antwort an den Synod“ war die Reaktion auf seine Exkommunikation im Jahre 1901. Im gleichen Jahr noch verläßt er Moskau und kehrt nach Jasnaja Poljana zurück.

Lisa Klutschewskaja

Tolstoi lernte in Moskau die menschenunwürdigen Arbeits- und Lebensverhältnisse des städtischen Proletariats kennen. Die Aufnahme zeigt einen Teil des großen Schlafsaals einer Mietskaserne.

Fotos: Rachmanow, Archiv

Ein fremdes Tagebuch

Ad libitum – das heißt nach eigenem Gutdünken nutzen oder auch nicht nutzen. Die Prosastücke, welche in der neuen Reihe „ad libitum“ des Verlages Volk und Welt erscheinen, sind denn auch ein Angebot moderner Weltliteratur zu beliebigem Gebrauch. Numero 1 dieser Reihe ist ein Lesebuch besonderer Art.

Autoren, wie der brasilianische Romancier Jorge Amado, der Ungar István Örkény, der Amerikaner Bernard Malamud und nicht zuletzt Daniil Granin, richten den Blick zumeist auf den Menschen der zweiten Jahrhunderthälfte in erfundenen oder authentischen Individuen. Scheinbar zufällig stehen hier Künstler des Wortes, doch verschiedener Zungen nebeneinander und zeigen uns, was uns unterscheidet, was uns gemeinsam ist. Mit ihrer Eigenart, ihrer seltenen Beobachtungsgabe, ihrer ungewöhnlichen Sensibilität stellen sie diejenigen dar, die unsere Gegenwart erleben, erleiden, mitgestalten, neugierig gespannt oder auch besorgt auf die Welt von morgen schauen. Vielleicht gerade weil sich Geschichten, Gedanken und Erinnerungen so wahllos hier zu versammeln scheinen, mag der Eindruck entstehen, daß der Zufall regiere. Aber schon der erste Text setzt ein deutliches Zeichen, er vermittelt nämlich die Erkenntnis, daß die Zufälligkeiten unserer Existenz zu einem nicht geringen Teil tief in der Vergangenheit wurzeln, daß, welche Ideen, welche Handlungen auch immer uns leiten, wir selbst es sind, die etwas bewegen oder nicht bewegen. Die scheinbare Willkür dieser Auswahl, so glaube ich, hängt offenbar mit den vielen Möglichkeiten zusammen, die Wechselfälle des Lebens literarisch zu verarbeiten, aus ihnen Kunstwerke zu machen.

Daniil Granin begegnet dem Zufall am Zeitungskiosk in Pensa, wohin es ihn für ein paar Tage verschlagen hat. Er beklagt mit ironischem Augenzwinkern, daß seine sozusagen für ihn zuständigen Zufälle selten glücklicher Natur wären und daß er alles, was anderen gewissermaßen in den Schoß fiele, nur mit großer Mühe erreiche. In Pensa jedoch, da hatte er Glück! Da machte er dank eines Abdrucks in der „Smena“ Bekanntschaft mit einem fremden Tagebuch, dem seines verehrten großen Freundes und Vorbildes Konstantin Paustowski. Es versetzt ihn dreißig Jahre zurück, an den Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn, ruft ihm Menschen, Dinge, Erscheinungen ins Gedächtnis, die wohl sonst hoffnungslos verloren gewesen wären. Aber nicht nur das: Die kurzen, lakonischen, bis dato unveröffentlichten Notate Paustowskis öffnen die Schleusen seines Unterbewußtseins und zeigen ihn selbst, den jungen Granin, in einem ihm völlig ungewohnten Licht. Damals, im Sommer 1956, waren Paustowski und Granin Reisegefährten auf einem Westeuropatrip, und jene Aufzeichnungen in der „Smena“ waren das Resultat: Paustowskis „Europäisches Tagebuch“. Überraschend für Granin die offenkundige Tatsache, daß der zu dieser Zeit vierundsechzigjährige, welterfahrene, weitgereiste Meister seine Reiseeindrücke und Gedanken minutiös notiert hatte, während er selbst, für den diese westeuropäischen Streifzüge ja eigentlich eine Traumreise gewesen, keinerlei Aufzeichnungen gemacht hatte. Auf dem Dampfer „Pobeda“ waren sie um halb Europa herumgefahren: der Bosporus, die Dardanellen, Gibraltar, die gelben nackten Felsen von Lesbos, die Akropolis von Athen, Neapel, Rom, auf den Spuren Gorkis auf Capri… Kaum etwas, woran er, der junge Schriftsteller, sich intensiver zu erinnern vermochte. Der „Alte“ jedoch hatte keine Minute versäumt, keine auch noch so geringfügige Begegnung ausgelassen. Woran lag es, daß er, Granin, diese erste große Reise seines Lebens derart vergessen konnte? Ob die Erinnerungsflut ungezählter anderer Reisen, die er später unternommen und auch ausgewertet, alle Eindrücke der einen, einzigartigen weggeschwemmt, ob die doch noch mangelnde Erfahrung und Lebenskenntnis ihn rat- und hilflos gemacht vor so viel Erinnernswertem? Gleichviel – Paustowskis Tagebuch verhalf dem reifen Granin zu neuen Einsichten, auch über sich, über das „Larvenstadium“ eines jungen Schriftstellers und die allmähliche „Entpuppung“. Jene Metamorphosen des Menschen, nicht nur die eines Künstlers, sie sind es, von denen in mancherlei Zunge ad libitum berichtet wird. Und insofern kann Daniil Granins feingesponnener Essay „Ein fremdes Tagebuch“ durchaus als Programm gelten, in dem die sogenannten Zufälle des Lebens ihr launisches Spiel treiben.

Helmut Zemke

Immer wieder nimmt die große Meisterschaft des russischen Erzählers und Lyrikers Iwan Bunin (1870–1953) gefangen, Wirklichkeit aufzunehmen und zu beschreiben, daß man sie mit allen Sinnen miterleben kann. Wer kennt nicht Empfindungen und Seelenstürme wie die aus unserer kleinen Erzählung „Die Zahlen" – aber wer vermag ihnen so treffsicher künstlerisch Ausdruck zu geben?

Die Zahlen

Iwan Bunin

1

Mein Lieber, ob du dich als Erwachsener wohl daran erinnern wirst, wie du einst an einem Winterabend aus dem Kinderzimmer kamst, an der Schwelle des Eßzimmers stehenbliebst – wir hatten wieder einmal Streit gehabt – und, den Blick gesenkt, ein tieftrauriges Gesichtchen machtest?

Ich muß schon sagen, du bist ein ganz schöner Wildfang. Wenn dich etwas begeistert, bist du nicht zu halten. Oft hältst du vom frühen Morgen bis spät in die Nacht das ganze Haus mit deinem Geschrei und Getrampel in Atem. Dafür kenne ich nichts Rührenderes als dich, wenn du dich ausgetobt hast, still wirst, durchs Zimmer streifst, schließlich zu mir kommst und dich schutzsuchend an meine Schulter schmiegst! Und wenn das nach einem Streit geschieht und ich dir in diesem Augenblick ein einziges zärtliches Wort sage, läßt sich nicht beschreiben, was du dann mit meinem Herzen machst! Wie stürmisch beginnst du mich zu küssen, wie fest umschlingst du meinen Hals im Überschwang jener grenzenlosen Ergebenheit, jener leidenschaftlichen Zärtlichkeit, deren nur Kinder fähig sind!

Aber dies war ein sehr ernster Streit.

Erinnerst du dich, daß du an jenem Abend gar nicht wagtest, näher zu mir zu treten?

„Gute Nacht, lieber Onkel", sagtest du leise zu mir, verbeugtest dich und machtest einen Kratzfuß.

Natürlich, nach allen deinen Vergehen wolltest du dich als besonders feinfühliger, anständiger und sanftmütiger Junge zeigen. Die Amme, die dir das einzige ihr bekannte Zeichen von Wohlerzogenheit beibringen wollte, hatte einst zu dir gesagt: „Mach einen Kratzfuß!" Und nun, um mich wieder zu versöhnen, erinnertest du dich daran, daß du über gute Manieren verfügst. Und ich begriff das und beeilte mich, so zu antworten, als wäre zwischen uns nichts geschehen, allerdings sehr zurückhaltend: „Gute Nacht."

Aber konnte dich eine solche Aussöhnung befriedigen? Heuchelei war dir damals noch fremd. Als der Kummer überwunden war, kehrte dein Herz mit neuer Leidenschaft zu dem sehnlichsten Wunsch zurück, der dich den ganzen Tag in Spannung gehalten hatte. Und am Abend, als dein Wunschtraum ganz von dir Besitz ergriff, vergaßest du deine Kränkung, dein Ehrgefühl und deinen festen Entschluß, mich dein Leben lang zu hassen. Du schwiegst eine Weile, sammeltest Kräfte und sagtest plötzlich, hastig und erregt: „Lieber Onkel, verzeih. Ich will's nie wieder tun. Aber bitte zeig mir, wie man die Zahlen schreibt. Bitte!"

Durfte man da mit der Antwort zögern? Ich aber zögerte. Ich bin, weißt du, ein kluger, ein sehr kluger Onkel.

2

Du warst an jenem Tag mit einem neuen Gedanken aufgewacht, mit einem neuen Wunschtraum, der sich deiner ganz bemächtigte.

Gerade hattest du dir bis dahin unbekannte Freuden entdeckt: eigene Bilderbücher zu besitzen, einen Federkasten, Buntstifte – unbedingt Buntstifte – lesen, zeichnen und Zahlen schreiben zu lernen. Und das alles an einem Tag, möglichst schnell. Kaum hattest du am Morgen die Augen geöffnet, riefst du mich ins Kinderzimmer und überschüttetest mich mit inständigen Bitten, für dich möglichst bald eine Kinderzeitschrift zu abonnieren, Bücher, Bleistifte und Papier zu kaufen und unverzüglich anzufangen, Zahlen zu schreiben.

„Heute aber ist Feiertag, die Geschäfte sind zu", log ich, um das alles auf morgen oder wenigstens auf den Abend zu verschieben: Ich hatte gar keine Lust, in die Stadt zu gehen. Aber du schütteltest den Kopf.

„Nein, nein, heut ist kein Feiertag!" schriest du mit hoher Stimme und zogst die Augenbrauen hoch. „Heut ist kein Feiertag, ich weiß es."

„Ich versichere dir, heute ist Feiertag!" sagte ich.

„Und ich weiß, daß heute kein Feiertag ist! Bit-te!"

„Wenn du mich nicht in Ruhe läßt", sagte ich streng und bestimmt, wie in solchen Fällen alle Onkel sprechen, „wenn du mich nicht in Ruhe läßt, kaufe ich dir überhaupt nichts."

Du wurdest nachdenklich.

„Da kann man nichts machen", sagtest du seufzend. „Wenn Feiertag ist, dann ist eben Feiertag. Na, aber die Zahlen?" Du sagtest das schon mit tiefer Stimme, bedachtsam, mit hochgezogenen Augenbrauen. „Die wird man doch an einem Feiertag zeigen dürfen."

„Nein, das darf man nicht", sagte die Großmutter eilends. „Sonst kommt ein Polizist und verhaftet uns. Laß den Onkel in Ruhe."

„Das war nicht nötig", sagte ich zur Großmutter. „Ich mag jetzt einfach nicht. Vielleicht zeige ich sie dir morgen oder heute abend."

„Nein, jetzt!"

„Jetzt mag ich nicht. Ich sagte ja – morgen."

„Ach jaaa", sagtest du gedehnt. „Jetzt sagst du – morgen, und dann wirst du wieder sagen – morgen. Nein, zeig sie mir jetzt!"

Mein Herz raunte mir zu, daß ich in diesem Augenblick eine große Sünde begehe – ich nehme dir Glück und Freude. Doch mir fiel eine weise Regel ein: Man soll Kinder nicht verwöhnen. Und ich sagte entschieden: „Morgen. Wenn ich sage ‚morgen', dann bleibt es dabei."

„Na gut, Onkelchen!" drohtest du frech und fröhlich. „Merk es dir gut!"

Und du begannst dich eilig anzukleiden.

Und kaum warst du mit dem Ankleiden fertig, kaum hattest du der Großmutter „Vater unser, der du bist im Himmel" nachgemurmelt und eine Tasse Milch hinuntergestürzt, jagtest du wie ein Wirbelwind in den Saal. Kurz darauf ertönten von dort das Gepolter umgeworfener Stühle und wilde Schreie.

Den ganzen Tag warst du nicht zur Vernunft zu bringen. Beim Mittagstisch aßest du eilig, zerstreut, baumeltest mit den Beinen und sahst mich dauernd merkwürdig mit glänzenden Augen an.

„Zeigst du sie mir?" fragtest du von Zeit zu Zeit. „Zeigst du sie mir wirklich?"

„Morgen zeige ich sie dir bestimmt", antwortete ich.

„Oh, fein!" riefst du. „Gott gebe, daß bald morgen ist, möglichst schnell morgen!"

Aber die Freude, gemischt mit Ungeduld, brachte dich immer mehr in Erregung. Und als wir – Großmutter, Mutter und ich – gegen Abend beim Tee saßen, fandest du ein Mittel, um deiner Erregung Luft zu machen.

3

Du hattest dir ein vorzügliches Spiel ausgedacht: Hochspringen, aus aller Kraft auf den Fußboden stampfen und dabei so laut kreischen, daß uns beinahe das Trommelfell platzte.

„Hör auf, Shenja", sagte die Mama.

Und du, als Antwort darauf – bums mit den Füßen auf den Fußboden!

„Hör auf, Kind, wenn dich die Mama darum bittet", sagte die Großmutter.

Aber vor der Großmutter hast du ja überhaupt keinen Respekt. Bums! mit den Füßen auf den Fußboden.

„So hör doch auf", sagte ich, verzog verdrießlich das Gesicht und versuchte, das Gespräch weiterzuführen.

„Hör du doch auf!" schriest du zur Antwort mit frechem Glanz in den Augen, sprangst hoch und stampftest noch stärker auf den Fußboden, schriest noch schriller.

Ich zuckte mit den Schultern, tat, als bemerkte ich dich nicht mehr.

Aber da begann die Geschichte eigentlich erst.

Ich sage, ich tat so, als ob ich dich nicht bemerkte. Aber soll ich die Wahrheit sagen? Ich hatte dich nach deinem frechen Schrei keineswegs vergessen, meinen ganzen Körper durchfuhr sogar ein kalter Schauer von Haß auf dich. Ich mußte mich zwingen, so zu tun, als bemerkte ich dich nicht und einen Ruhigen und Besonnenen spielen.

Aber auch damit war es noch nicht zu Ende.

Du schriest wieder, schriest, hattest uns ganz vergessen, warst ganz dem Gefühl hingegeben, das deine vom Leben erfüllte Seele bewegte, du stießest einen so lauten Schrei grundloser himmlischer Freude aus, daß der Herrgott selbst bei einem solchen Schrei gelächelt hätte.

Ich aber sprang wutentbrannt vom Stuhl.

„Hör auf!" brüllte ich plötzlich aus vollem Halse, für mich selbst unerwartet.

Welcher Teufel hatte mich in diesem Augenblick mit einem ganzen Eimer Bosheit überschüttet? Mich verließ die klare Besinnung. Man hätte sehen müssen, wie dein Gesicht zuckte, wie ein Blitz des Entsetzens es für einen Augenblick verzerrte! „Ah!" schriest du laut und fassungslos noch einmal.

Und schon ohne jede Freude, nur um zu zeigen, daß du nicht erschrocken warst, schlugst du ungeschickt und kläglich mit den Absätzen auf den Fußboden.

Und ich – ich stürzte zu dir, zerrte dich am Arm, obendrein so, daß du dich wie ein Kreisel vor mir drehtest, gab dir mit Genuß einen festen Klaps, stieß dich aus dem Zimmer und schlug die Tür zur.

Da hast du deine Zahlen!

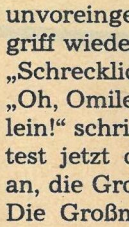
4

Vor Schmerz, aus tiefer und unerwarteter Kränkung, die dich ins Herz traf in einem der fröhlichsten Augenblicke deines Lebens, kreischtest du, gleich nachdem du hinausgeflogen warst, in solch schrecklicher, schriller Altstimme, wie es kein Sänger der Welt vermocht hätte. Dann warst du lange, lange still. Nun pumptest du noch mehr Luft in deine Lunge und schwangst deinen Alt in unwahrscheinliche Höhe.

Dann wurden die Pausen zwischen den höchsten und tiefsten Tönen immer kürzer, die Schreie folgten ohne Unterbrechung. Zu den Schreien kamen Schluchzer, zu den Schluchzern – Hilferufe. Dein Bewußtsein wurde klarer, und du begannst zu spielen, spieltest mit quälendem Vergnügen die Rolle eines Sterbenden.

Vignetten: Martin Kotsch

„Oh, es tut mir weh! Oh, Mammilein, ich sterbe!“
„Du stirbst schon nicht“, sagte ich kühl. „Du wirst eine Weile schreien und dann wieder still werden.“
Aber du wurdest nicht still.
Das Gespräch war natürlich unterbrochen. Ich schämte mich schon und zündete mir eine Zigarette an, ohne die Großmutter anzusehen. Großmutters Lippen und Augenbrauen begannen zu zucken, sie wandte sich zum Fenster und klopfte schnell, ganz schnell mit dem Teelöffel gegen die Tischplatte.
„Ein schrecklich ungezogenes Kind!“ sagte Mama, machte ein finsteres Gesicht, bemühte sich aber, unvoreingenommen zu sein und griff wieder nach ihrer Strickerei.
„Schrecklich verwöhnt!“
„Oh, Omilein! Oh, mein liebes Omilein!“ schriest du wie wild und flehtest jetzt den letzten Zufluchtsort an, die Großmutter.
Die Großmutter konnte kaum ruhig sitzen.
Ihr Herz zog sie ins Kinderzimmer, aber mir und der Mama zuliebe bewahrte sie Fassung, sah unter den zitternden Augenbrauen auf die dunkelnde Straße und klopfte schnell mit dem Löffelchen auf den Tisch.
Da begriffst auch du, daß wir uns entschlossen hatten, nicht nachzugeben, daß niemand deinen Schmerz und deine Kränkung mit Küssen und Flehen um Verzeihung stillen würde. Außerdem waren die Tränen schon versiegt. Du hattest dich bis zur Erschöpfung an deinem Schluchzen, an deinem kindlichen Leid berauscht, mit dem sich vielleicht kein anderes menschliches Leid vergleichen läßt, aber mit dem Schreien aufzuhören brachtest du auch nicht übers Herz, das erlaubte dir deine Eigenliebe nicht.
Es war deutlich zu hören: Du wolltest gar nicht mehr schreien, deine Stimme war heiser und brüchig, die Tränen waren versiegt. Aber du schriest und schriest!
Auch ich hielt es kaum mehr aus. Am liebsten wäre ich aufgestanden, hätte die Tür zum Kinderzimmer aufgerissen und mit einem lieben Wort deinem Leid ein Ende gemacht. Aber das vereinbarte sich nicht mit den Regeln einer vernünftigen Erziehung und mit der Würde eines gerechten, wenn auch strengen Onkels.
Endlich warst du still.



„Und wir söhnten uns dann gleich aus?“ fragtest du.
Nein, ich blieb standhaft. Mindestens eine halbe Stunde, nachdem du still geworden warst, ging ich ins Kinderzimmer. Und wie ich das machte? Ich näherte mich der Tür, zog ein ernstes Gesicht und öffnete sie mit einer Miene, als hätte ich dort etwas zu tun. Aber du warst schon zum alltäglichen Leben zurückgekehrt.
Du saßest auf dem Fußboden, die tiefen, stockenden Seufzer, wie sie Kindern nach langem Weinen eigentümlich sind, erschütterten dich von Zeit zu Zeit, dein Gesicht war von den verschmierten Tränen dunkler geworden und du spieltest mit deinem einfachen Spielzeug – leeren Streichholzschachteln, die du auf dem Fußboden zwischen den gespreizten Beinen in einer nur dir bekannten Anordnung stapeltest. Wie krampfte sich mein Herz zusammen beim Anblick dieser Schächtelchen!
Aber um zu zeigen, daß unsere Beziehungen abgebrochen waren, daß ich beleidigt war, würdigte ich dich kaum eines Blickes. Ich betrachtete aufmerksam und streng die Fensterbretter, die Tische... Wo ist denn mein Zigarettenetui? Ich wollte schon hinausgehen, als du plötzlich den Kopf hobst, mir einen bösen, verächtlichen Blick zuwarfst und heiser sagtest: „Jetzt werde ich dich nie wieder liebhaben.“
Dann überlegtest du, wolltest noch etwas sehr Beleidigendes sagen, stocktest aber, fandest nichts Passendes und sagtest das erste, was dir in den Sinn kam: „Und ich werde dir nie etwas kaufen.“
„Bitte schön!“ sagte ich gleichgültig und zuckte mit den Schultern. „Bitte schön! Von so einem bösen Jungen würde ich auch nichts annehmen.“
„Sogar die japanische Kopeke, die ich dir geschenkt habe, nehme ich zurück!“ schriest du mit hoher, zitternder Stimme als letzter Versuch, mich zu kränken.
„Das ist aber sehr häßlich!“ antwortete ich. „Erst schenken und dann wieder wegnehmen! Aber das ist deine Sache.“
Dann gingen Mama und die Großmutter zu dir. Genau wie ich taten sie so, als wären sie zufällig gekommen, als hätten sie dort etwas zu tun. Dann schüttelten sie den Kopf, und wie beiläufig begannen sie ein Gespräch darüber, wie schlecht es ist, wenn die Kinder so ungezogen heranwachsen, so frech sind und schließlich erreichen, daß niemand sie liebhat. Und am Ende rieten sie dir, zu mir zu gehen und mich um Verzeihung zu bitten.
„Sonst wird der Onkel böse und fährt wieder nach Moskau“, sagte die Großmutter mit trauriger Stimme. „Und er kommt nie mehr zu uns.“
„Dann läßt er's eben bleiben!“ antwortetest du kaum hörbar, den Kopf immer tiefer senkend.
„Dann sterbe ich“, sagte die Großmutter noch trauriger, ohne daran zu denken, zu welch grausamen Mitteln sie griff, um deinen Stolz zu brechen.
„Stirb doch“, flüstertest du.
„So einer bist du!“ sagte ich und spürte wieder Gereiztheit. „So einer bist du also!“ wiederholte ich, die Zigarette paffend, und blickte auf die dunkle, leere Straße.
Ich wartete, bis das ältere, hagere Stubenmädchen, das im Bewußtsein, die Witwe eines Maschinisten zu sein, immer schweigsam und traurig war, im Eßzimmer die Lampe angezündet hatte, und fügte hinzu: „So ein Junge bist du also!“
„Beachte ihn nicht“, sagte die Mama und sah unter den Lampenschirm aus Milchglas, ob die Lampe nicht rußte. „Was hast du schon davon, dich mit so einem bösen Jungen zu unterhalten!“ Und wir taten, als hätten wir dich ganz vergessen.

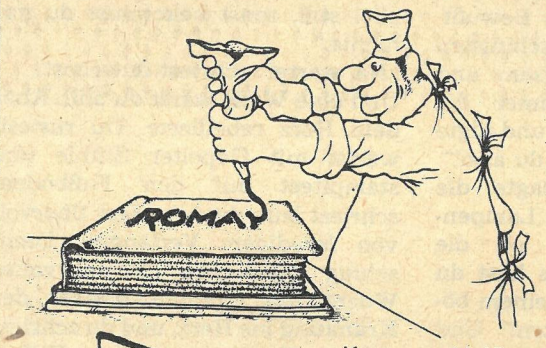
Im Kinderzimmer war das Licht noch nicht angezündet, die Fensterscheiben sahen dunkelblau aus. Es war ein Winterabend, und das Kinderzimmer wirkte düster und traurig. Du saßest auf dem Fußboden und schobst Schächtelchen hin und her. Und diese Schächtelchen bereiteten mir Qualen. Ich erhob mich, um einen Spaziergang in die Stadt zu machen.
Da vernahm ich Großmutters Geflüster.
„So ein unverschämter Junge“, murmelte sie vorwurfsvoll.
„Der Onkel liebt dich, bringt dir Spielzeug, Geschenke...“ Ich unterbrach sie laut: „Großmutter, das mußt du nicht sagen. Das ist überflüssig. Mit Geschenken hat das hier nichts zu tun.“
Aber Großmutter wußte, was sie tat.
„Wieso nicht?“ antwortete sie. „Teuer ist das Andenken, nicht das Geschenk.“
Sie schwieg eine Weile und rührte dann an die empfindlichste Seite seiner Seele: „Und wer kauft ihm jetzt einen Federkasten, Papier und ein Bilderbuch? Ohne Federkasten – das wäre noch nicht so schlimm. Doch die Zahlen? Die kann man für kein Geld kaufen. Aber“, fügte sie hinzu, „mach, was du willst. Bleib hier im Dunkeln allein.“
Und sie verließ das Kinderzimmer.
Schluß, dein Ehrgefühl war gebrochen! Du warst besiegt. Je unerreichbarer ein Wunschtraum ist, desto reizvoller erscheint er, je reizvoller – um so unerreichbarer ist er. Ich weiß das wohl.
Seit meinen frühesten Tagen bin ich in seiner Macht, aber ich weiß auch: Je teurer mein Wunschtraum ist, desto weniger Hoffnung besteht, ihn zu erreichen. Und ich kämpfe schon lange mit ihm. Ich verstelle mich: Ich tue so, als wäre ich gleichgültig. Doch was konntest du machen?
O Glück, o Glück!
Du hattest an dem Morgen die Augen geöffnet und warst erfüllt von einem Verlangen nach Glück, und mit kindlicher Zutraulichkeit, mit offenem Herzen verlangtest du vom Leben: Schnell, schnell!
Aber das Leben erwiderte: Gedulde dich.
„Ich bitte dich!“ riefst du leidenschaftlich.
„Sei still, sonst bekommst du gar nichts.“
„Na, warte!“ schriest du erbost.
Und eine Weile warst du still. Aber dein Herz rebellierte. Du rastest, warfst mit Gepolter Stühle um, stampftest auf den Fußboden, schriest laut, da dein Herz übervoll von freudigem Verlangen. Dann schlug das Leben dir mit voller Wucht das stumpfe Messer der Kränkung ins Herz, und du schriest wild vor Schmerz, riefst um Hilfe.
Aber auch jetzt zuckte kein Muskel im Gesicht des Lebens. Unterwirf, unterwirf dich!
Und du hast dich unterworfen.

Erinnerst du dich, wie schüchtern du aus dem Kinderzimmer herauskamst und was du zu mir sagtest?
„Lieber Onkel“, sagtest du zu mir, erschöpft vom Kampf ums Glück und immer noch danach verlangend. „Lieber Onkel, verzeih!“ Du wolltest wenigstens einen Tropfen von jenem Glück, nach dem das Verlangen dich so süß quälte.
Aber das Leben ist leicht beleidigt. Es machte ein geheuchelt trauriges Gesicht.
„Die Zahlen! Ich verstehe, daß sie für dich das Glück bedeuten. Aber du liebst den Onkel nicht, du ärgerst ihn.“
„Aber nein, das stimmt nicht, ich habe ihn sehr, sehr lieb!“ riefst du leidenschaftlich.
Und das Leben war endlich gnädig.
„Na gut, Gott mit dir! Hol einen Stuhl, bring Bleistifte und Papier.“
Wie freudig glänzten deine Augen. Wie du dich bemühtest! Wie sehr fürchtetest du dich, mich zu verärgern, wie strengtest du dich an, gefügig, feinfühlend und vorsichtig in allen deinen Bewegungen zu sein. Und wie gierig haschtest du nach jedem meiner Worte!
Vor Erregung tief atmend, zogst du sorgfältig die geheimnisvollen, von göttlichem Sinn erfüllten Striche!
Jetzt machte deine Freude auch mir Vergnügen, gerührt nahm ich den Geruch deiner Haare wahr: Kinderhaare riechen gut – wie kleine Vögel.
„Ein... zwei... fünf“, sagtest du und zeichnetest mühsam auf dem Papier.
„Aber nein, so nicht. Eins, zwei, drei, vier.“
„Gleich, gleich“, sagtest du hastig. „Ich fange wieder von vorn an: Eins, zwei...“
Und verlegen sahst du mich an.
„Drei...“
„Ja, ja, drei!“ griffst du freudig auf. „Ich weiß.“
Und du zeichnetest die Drei verkehrt herum, daß sie wie ein großes E aussah. 1906

Aus „Antonäpfel“, Gesammelte Werke, erschienen im Aufbauverlag; in der Übersetzung von Larissa Robiné.

HUMOR ★ Buchstabensuppe

Reime sind Schleifen an Cupidos Hose. W. Shakespeare Im Herzen einiger Lyriker scheint statt der Nachtigall ein Kuckuck zu nisten.



Kasanewski, Kiew

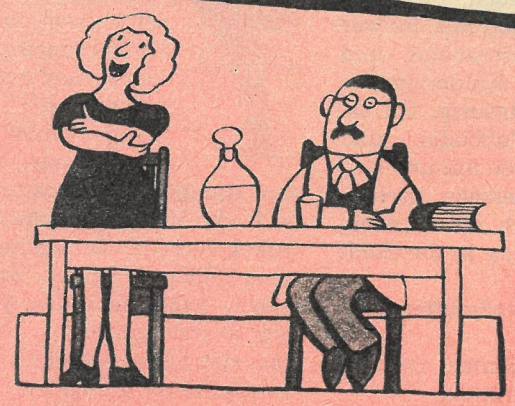
Belesenheit

Der Werther schrieb den Goethe
der Kohlhaas schrieb den Kleist
der Nathan ist zu Lessing
ins Morgenland gereist
Der Turek war von Adel
Prolet der Ludwig Renn
Wozu noch Bücher lesen
wenn eh ich alles kenn?!

Klaus Möckel

Sieben alte Bücher hecken leicht ein neues aus.

Sprichwort



Bofinger

„Wir begrüßen den berühmten und uns allen sehr bekannten Schriftsteller Edwin Joachim Krausemeier und möchten ihn fragen, welche Bücher er geschrieben hat!“

Fuglewicz, Wroclaw

2 Wochenspruch — Jedes wahre Gedicht ist immer auch ein Liebesgedicht. H. Cibulka

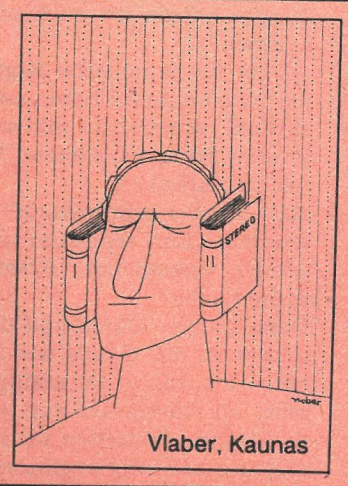
In seinem Artikel vom 13. Juni dieses Jahres beschuldigt der Kritiker Bajew mich, daß ich die Sujets für meine Erzählungen bei Tschechow abschreibe. Zu dieser Beschuldigung muß ich entgegnen, daß ich niemals ein Werk von Tschechow gelesen habe.

Ein gutes Buch ist wie lieber Besuch.

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Dörck

Garbe

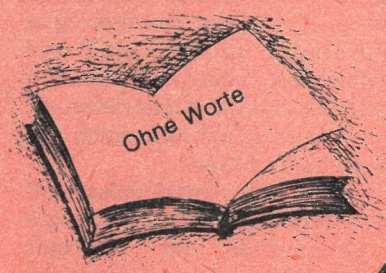


Vlaber, Kaunas

Soldatow, Moskau

Der Superkluge will, daß die Wirklichkeit den Büchern gehorcht.

M. Gorki

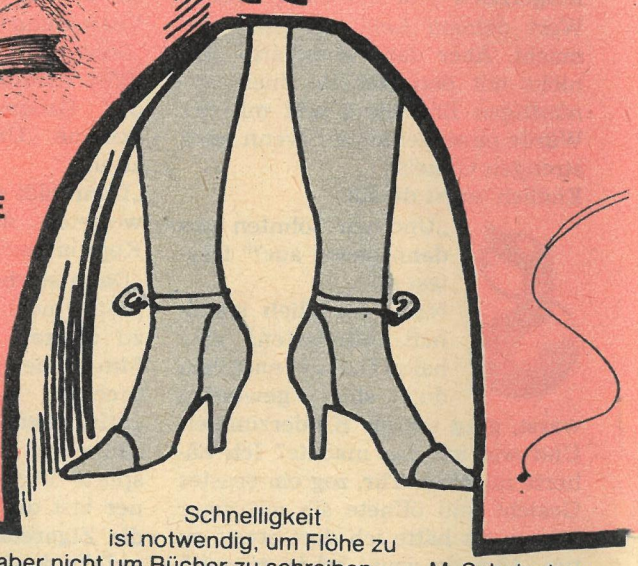


Kopelnizki, Tschernowzy

Der Buchstabe E

Die anderen
Buchstaben
abschaffen und
nur das
E lassen: Das
wären dann
Gedichte!

Karel Čapek



Schnelligkeit ist notwendig, um Flöhe zu fangen, aber nicht um Bücher zu schreiben.

M. Scholochow

Bei dem großen Schriftsteller hat jeder Satz ein Menschengesicht. F. Hebbel

Ein ganzes Buch —

Bücher sind kein Zeitvertreib. M. Gorki

Er kann die Tinte nicht halten. Ch. Lichtenberg

Buchladen

Mein Buch, sprach der Lyriker Blümerant,
steht stolz im Regal. Es ist von Bestand.
Das Machwerk hingegen des Auch-Dichters
Plisch
liegt heute bereits unterm Ladentisch.

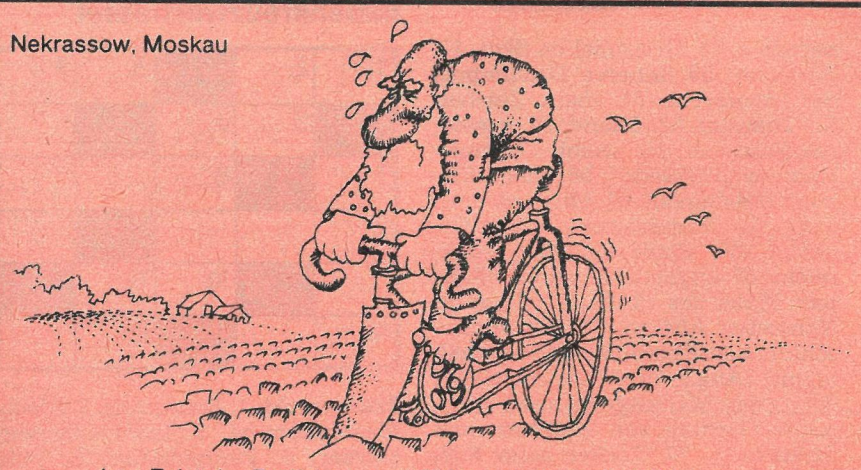
Rudolf Pöhlig

Wenn ich die Liebe bedichte,
Bedicht ich sie immer vorher,
Denn wenn vorbei die Geschichte,
Wird mir das Dichten schwer.

Frank Wedekind

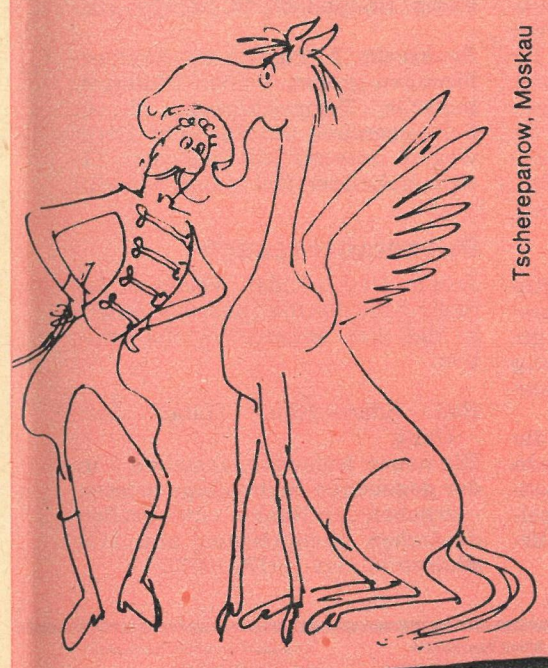
„Der dritte Teller Buchstabensuppe!
Sicher brütet er 'nen neuen Roman aus!"

Schneider

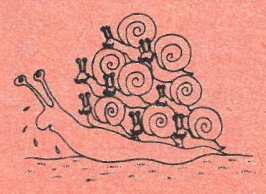


Nekrassow, Moskau

Lew Tolstoi – Radfahren und Pflügen waren sein Hobby.



Tscherepanow, Moskau



Der Fortsetzungsroman-schneck von Radev, Sofia

Die guten Bücher
sind die
Jahresringe
im Leben eines
Poeten. T. Fontane

J. Portow

Das Pseudonym

Ich beschloß, mir ein Pseudonym zuzulegen. Das Einfachste vom Einfachen, dachte ich anfangs. Du unterschreibst mit einem fremden Namen, und die Sache ist erledigt. Nun läßt sich ein Pseudonym nicht mit einem Paar Schuhen vergleichen, wenn die drücken, tauscht man sie um, wenn sie abgetragen sind, wirft man sie weg. Das geht bei einem Pseudonym nicht, deshalb muß man es mit Verstand auswählen.

Man unterschreibt vielleicht mit dem Pseudonym „Kerogasew", und es stellt sich heraus, daß das ein Faulpelz ist. Oder man wählt als Pseudonym den Namen des geliebten Mädchens „Lariskin". Heiraten möchte man später aber eine andere, nehmen wir an „Margarita". Und schon muß man darüber grübeln, ob man das Pseudonym wechseln soll oder die Braut. Früher war das ganz anders. Da stand als Unterschrift ganz einfach „W. Shakespeare". Und jeder wußte, es gibt keinen Faulpelz gleichen Namens. Würde ich heute meinetwegen mit Lope de Vega unterschreiben, könnte man mir leicht sagen: „Das hatten wir aber schon!"

So beschloß ich schließlich, ohne Pseudonym auszukommen. Warum, so fragte ich mich, soll ich eine Satire über meinen Chef nicht mit meinem Namen unterschreiben? Außerdem: So viele Schwächen hat er eigentlich gar nicht. Wirklich: Bei einem so hervorragenden Chef kann man auf ein Pseudonym verzichten.

Aus dem Russischen von Fritz Pietzonka

Totko Naidenov/Bulgarien

Der Bestseller

Gegen Abend, als in der Buchhandlung keine Stecknadel mehr zu Boden fallen konnte, bahnte sich ein junger Mann mit Intellektuellenbärtchen den Weg zur Verkäuferin: „Kann ich bei Ihnen das Buch ‚Der Weidenbaum an der Chaussee' kaufen?"

„Nein, leider nicht." Die Buchhändlerin hörte Titel und Autorennamen zum erstenmal in ihrem Leben, ließ es sich jedoch nicht anmerken.

Am nächsten Abend tauchte wiederum der junge Mann auf und wiederholte mit lauter Stimme seinen Wunsch. Das wiederholte sich zwei Wochen lang. Nur fragte jetzt nicht mehr nur der junge Mann nach dem Titel. Viele Kunden bestürmten inzwischen die Verkäuferin mit der Frage, wann denn das Buch nun endlich erscheine. Eines Abends faßte sich die Buchhändlerin ein Herz und fragte leise den jungen Mann, ob er nicht wisse, welcher Verlag den Titel herausbringen würde.

Der Bärtige seufzte: „Ehrlich, das wüßte ich auch gern. Ich wollte erst mal testen, ob bei den Bücherfreunden Interesse an einem solchen Titel besteht. Nun also sehe ich, es besteht. Und ich werde meinen Roman schreiben. Inzwischen werden die Kunden die Verlage bestürmen, wann denn das Buch erscheint. Und die Verlage werden mich drängen, nun endlich das Manuskript zu liefern..." Er konnte nicht zu Ende sprechen. Eine Woge von Käufern spülte ihn buchstäblich vom Ladentisch weg. Und eine einzige Frage erfüllte den Raum: „Wann endlich erscheint der Bestseller „Der Weidenbaum an der Chaussee" von dem bedeutenden Schriftsteller Petko Mintschev?"

Aus „Literaturnaja gaseta" übersetzt von Adeline Thomas

Günter Gregor

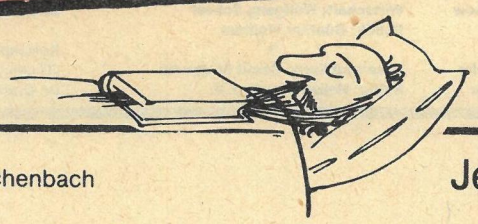
Ein Bücherwurm

... sprach einst zum andern:
„Wenn wir so durch die Bände wandern,
mit Goldschnitt und mit Kupferstichen,
egal, ob druckscharf, ob verblichen,
denk' ich, und könnt mich drüber streiten:
Ach ja, die guten, alten Seiten..."

„Ich hab mich lit'raturbesessen
durch viele Bücher durchgefressen,
und sag im Falle eines Falles:
Mein Goethe geht mir über alles!
Bei dem find' niemals ich ein Ende,
denn der hat sechsunddreißig Bände.

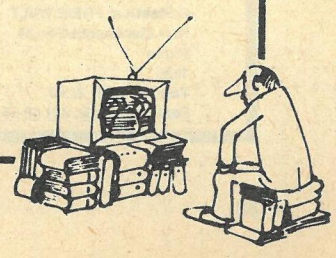
Zwar bin ich klein und unscheinbar,
jedoch unsterblich, traun für wahr.
Da reicht so mancher große Mann,
solang' er lebt, an mich nicht ran.
M e i n Name steht zuzeiten schon
im Duden wie im Lexikon. –
Um d i e Kolumne freß ich drum
mich jederzeit geschickt herum.

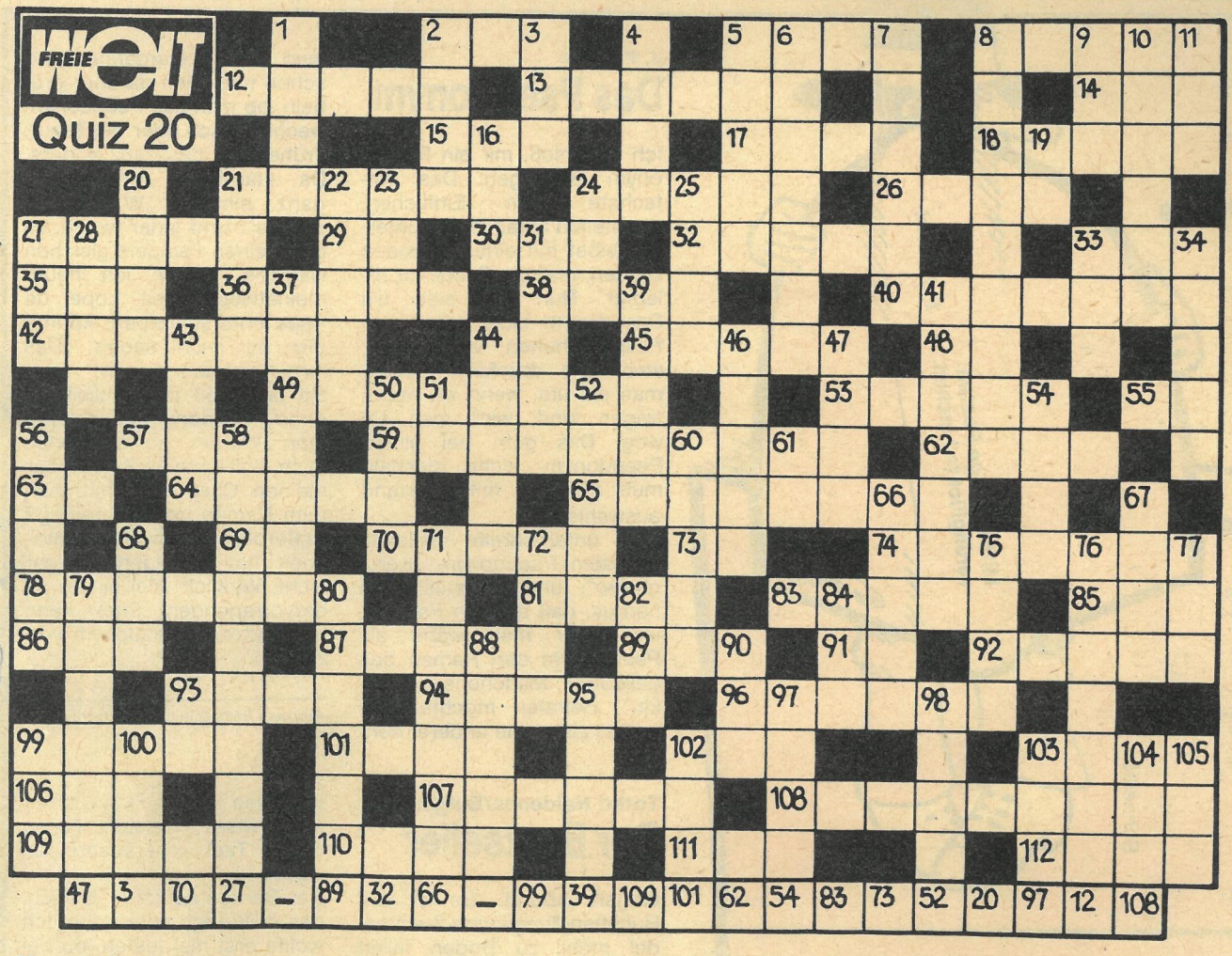
Ein nicht zu Ende gelesenes Buch gleicht einem nicht zu Ende gegangenen Weg. chinesisch



ein ganzes Leben. M. v. Ebner-Eschenbach

Je poetischer, je wahrer. Novalis





Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Mädchenname, 5. altgriech. Philosophenschule in Unteritalien, 8. Industrie- und Hafenstadt der KDVR am Gelben Meer, 12. mittelalterl. Kaufmanns- und Städtebund, 13. instrumentales Musikstück, 14. lateinisch: Kunst, 15. lateinisch: ist, 17. Kinderzeitung der DDR, 18. Massemaß für Edelsteine und Edelmetalle, 21. Angehöriger eines sowj. Turkvolkes a. d. Wolga, 24. Vorratsraum, 26. offener Feldbahnwagen, 27. Fluß im W der UdSSR, 29. chem. Zeichen für Astatin, 30. Vulkan a. d. Insel Mindanao/Philippinen, 32. Lobeserhebung, 33. Abschiedswort, 35. Nebenfluß der Rhône, 36. Sportruderboot, 38. russ. Männername, 40. Zeitungsanzeige, 42. Gefälle, 44. französ. Artikel, 45. Eisenstift, 48. chem. Zeichen für Einsteinium, 49. Frucht eines Laubbaumes, 53. altägypt. Gott, 55. Abk. für Aktiengesellschaft, 57. Ort u. Fluß im südl. Ostsibirien, 59. Hauptstadt der KDVR, 62. Küstenschiff, 63. sowj. Flugzeugtyp, 64. Ort nordwestl. von Buchara (Erdgasfelder), 65. eine der kleinsten Falklandinseln, 69. Abk. für Lochstreifen (EDV), 70. Feuchtigkeit, 73. Abk. für Runde, 74. Zeitraum der Erdgeschichte mit niedrigen Temperaturen, 78. sowj. Stadt nördl. von Rybinsk, 81. Muse der Geschichte, 83. bestimmte Zeitspanne, deren Ablauf bestimmte Rechtsfolgen auslöst, 85. jugoslaw. Männername, 86. türk. Ruinenstätte, 87. Angehöriger eines kleinen Volkes im Kaukasus, 89. Deutsches Rotes Kreuz (Abk.), 91. chem. Zeichen für Amerizium, 92. russ.-sowj. Schriftstellerin („Der Meridian von Pulkowo"), 93. altnord. Gott, Haupt der Asen, 94. Innenhof des südspanischen Hauses, 96. umgangssprachl. svw. Schulter, 99. sowj. Häuerbrigadier, Begründer einer Wettbewerbsbewegung, 101. Schlagersänger der ČSSR, 102. Berg in Graubünden/Schweiz, 103. Berg bei Innsbruck, 106. nordwesteurop. Inselbewohner, 107. gazeartiges Gewebe, 108. Vogelbeerbaum, 109. poln. Industriestadt, 110. Intervall im Neunstufenabstand, 111. Abk. für Elektro-Apparate-Werk (in Berlin), 112. Männername.

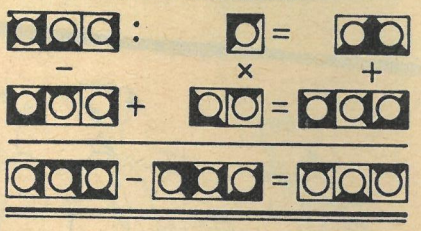
Senkrecht: 1. Verpackungsgewicht, 2. inhaltslos, 3. Baumteil, 4. Mädchenname, 5. französ. Schriftstellerin (1766–1817), 6. Vierpolröhre, 7. Hahnenfußgewächs (Zierpflanze), 8. russ. demokrat. Dichter und Publizist (1821–1877), 9. Gebirge im SO Brasiliens, 10. sowj. Tageszeitung, 11. Windrichtung, 16. englisch: See, 19. Abk. für astronomische Einheit, 20. Astrolog Wallensteins, 21. svw. anhänglich, zuverlässig, 22. ostafrikan. Hafenstadt, 23. griech. Göttin der Verblendung, 24. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 25. Bezirk der DDR, 27. Judo-Meistergrad, 28. Verbindungsbolzen, 31. ein Tasteninstrument, 33. Papageienart, 34. Stockwerk, 37. das Einziehen von Geldforderungen, 39. See in der Karelischen ASSR, 41. griech. Göttin der Rache, 43. engl. Männername, 44. ungar. Männername, 46. Großspiel im Skat, 47. Situation, 50. innerer Drehimpuls der Atomkerne, 51. chem. Zeichen für Thorium, 52. Eiland, 54. kostbares Pelzwerk, 56. weibl. Operngestalt aus „Rigoletto", 58. chem. Element, Edelmetall, 60. Mitglied einer Jury, 61. Tageszeitung der DDR (Abk.), 66. Stadt im NO Frankreichs, 67. englisch: lebendig, 68. japan. Maler des 13. Jh., 71. Staat im Nordosten Afrikas, 72. Schwermaschinenbau-Kombinat „Ernst Thälmann" (Abk.), 75. Ausdrucksweise, 76. zu den Malvengewächsen gehörende Gattung von Kräutern und Sträuchern, 77. Treffer beim Fußballspiel, 79. Abfluß des Baikalsees, 80. Gesichtsteile, 82. eine Welthilfssprache, 84. Segelstange, 88. svw. Ehemann, 90. Erosionsnische vor Hochgebirgsgipfeln, 93. Abk. für Oberarzt, 95. Biene, 97. englisch: Schiffsmannschaft, Flugzeugbesatzung, 98. ethischer Begriff, 99. russisch: Frieden, 100. Abk. für Medizin, 102. Fluß im südl. Peru, 103. Erfüllungsstand, 104. Lebensbund, 105. Männername.

In der Landessprache wird die Koreanische Demokratische Volksrepublik (KDVR) „Tschoson" genannt. Die deutsche Übersetzung dafür ist unser heutiges, sehr poetisch klingendes Lösungswort.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (s. Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 20 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 12. November 1986 (Poststempel).
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 25/1986 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.
Sie können gewinnen:

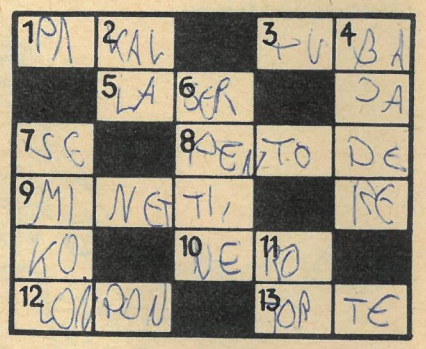
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.

Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Sportpreis, 3. Blechblasinstrument, 5. Lichtwellenverstärker, 8. Fünfpolröhre, 9. Bühnen- und Filmschauspieler der DDR, 10. altrömischer Kaiser, 12. europ. Hauptstadt, 13. Feingebäck.

Senkrecht: 2. Pflanze mit trichterförmigen großen weißen Blüten, 4. indische Tempeltänzerin, 6. in Schlangenlinie ansteigender Bergweg, 7. Interpunktionszeichen, 11. sich drehender Teil elektr. Maschinen.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Anfangsbuchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Ball – Eder – Hans – Gabel – Äste – Gang

Die neuen Anfangsbuchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines großen deutschen Komponisten und Musikdramatikers (1813–1883).

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

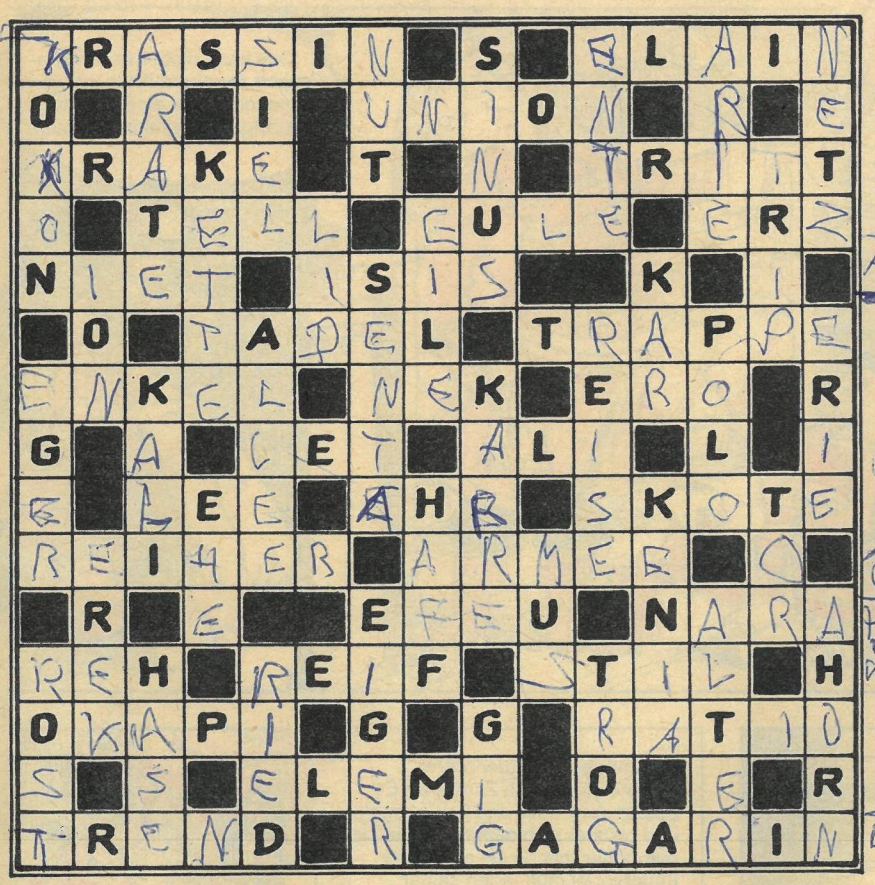
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Laubbaum, 2. Rheinnebenfluß, 3. arab. Männername, 4. Baumstraße, 5. Lebensjahre, 6. mongol. Viehzüchter, 7. Opernlied, 8. bewaffnete Streitmacht, 9. Kletterpflanze, 10. nordungar. Weinbaustadt, 11. Lebensbund, 12. Gipfel der Berner Alpen, 13. Hast, 14. Bestandteil tier. und pflanzl. Öle und Fette, 15. trop. Harzart, 16. Nachkomme, 17. Schwimmvogel, 18. Ritter der Artusrunde, 19. See in Nordamerika, 20. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 21. metallhaltiges Mineral, 22. Nachtvogel, 23. erster Kosmonaut der Welt, 24. zweirädriger Einspänner, 25. vom Meer abgeschnürter flacher Meeresteil, 26. Nagetier, 27. Elementarteilchen, 29. altägypt. Göttin, 29. Düngemittel, 30. Nische vor Hochgebirgswänden, 31. zweirädriges Wägelchen, 32. ostafrikan. Staat, 33. Gliederverbindung, 34. Gespinsthülle, 35. Riesentintenfisch, 36. histor. sowj. Eisbrecher, 37. Windschatten, 38. albanische Währungseinheit, 39. poln. Schriftsteller, 40. Augendeckel, 41. Fruchtbrei, 42. japan. Stadt östl. von Osaka, 43. Fischfanggerät, 44. Metallbolzen, 45. rillenförm. Vertiefung, 46. Kurzhalsgiraffe, 47. Ballspiel zu Pferde, 48. Vernunft, Verstand, 49. Waldtier, 50. Niederschlag, 51. Schreitvogel, 52. Ortsveränderung, 53. Schilf, Rohr, 54. Oxidschicht am Eisen, 55. Mädchenname, 56. kleine Deichschleuse, 57. eine Winkelfunktion, 58. Angehöriger eines ehemal. irischen Volksstammes in Schottland, 59. Schreibweise, 60. strenge Rüge, 61. Titelgestalt bei Schiller, 62. Treffer beim Fußballspiel, 63. Steppenvogel, 64. Entwicklungsrichtung, 65. kleiner Ausflug, 66. kurze Leiter, 67. Futtergefäß, 68. Vereinigung.

Gereimtes

In Holland gibt's 'ne Käsestadt, die
– auf den Kopf gestellt – enthält,
was niemand gern im Käse hat!

Geschütteltes

Aus DAN und MARINE – richtig gemischt – wird eine Südfrucht, die immer erfrischt.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Neige – Solo – Worte – Rinde – Orkan
Die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Kunststil, der vom 13. bis zum 15. Jahrhundert reichte.

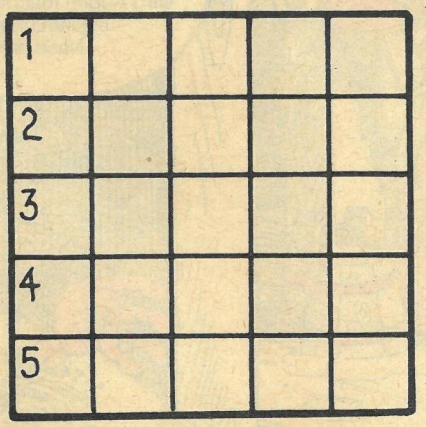
Schach

Ganz souverän

Mit zwei Punkten Vorsprung holte sich der Leningrader Alexander Chalifman, der kurz danach, am 18. Januar 1986 das 20. Lebensjahr vollendete, in Croningen den Titel eines Junioren-Europameisters. James Howell (Großbritannien) folgte mit 9 Punkten; Arlandi (Italien), Blatny (ČSSR), die holländischen Brüder M. und J. Piket sowie Zysk (BRD) hatten je 8 aus 13 Partien.
KÖNIGSINDISCH, Arlandi – Chalifman, Groningen '86: **1. d4 Sf6 2. c4 g6 3. Sc3 Lg7 4. e4 d6 5. f3 0-0 6. Le3 c5 7. dc dc 8. D:d8 T:d8 9. L:c5 Sc6 10. Td1 Sd7 11. La3 b6 12. Sge2 Lb7 13. Sd5 S7e5 14. Sc1 e6 15. Se7+ S:e7 16. L:e7 T:d1+ 17. K:d1 Te8 18. Lg5 f5! 19. ef S:f3! 20. f6 S:g5 21. fg Sh3! 22. Sd3 K:g7 23. Ke1 Td8 24. Se5 g5 25. Sg4 h5 26. Se3 g4 27. Le2 Sf4 28. Tg1 Td4 29. Lf1 Sg6 30. Le2 Sf4 31. Lf1 Le4 32. a3 e5 33. g3 Sd3+ 34. L:d3 T:d3 35. Sd1 Lf3 36. Sc3 e4 37. Sd5 e3 Schwarz gab auf.**

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. schriftliche Unterlage, 2. Muse der Liebesdichtung, 3. schwed. Ingenieur, Erfinder der Dampfturbine, 4. Stockwerk, 5. sagenhafte menschliche Tonfigur, die in Prag im 16. Jh. belebt wurde.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Sternkundiger, 2. sozialist. Republik im SO Europas, 3. urweltlicher Elefant, 4. Elementarteilchen, 5. nordeurop. Königreich, 6. Urbevölkerung Nordamerikas, 7. Einsiedler (Mz.), 8. Stimmenzug an der Orgel.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für ein Volk im Süden Transkaukasiens.

1	A	S	T	R	O		
2	R	U	M	Ä	N	I	E
3	M	A	S	T			
4	E	L	E	K	T	R	O
5	N	O	R	W	E	G	
6	I	N	D	I	A		
7	E	R	E	M			
8	R	E	G	I	S		

Auflösungen aus Heft 21/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Romeo (60), Ero (24), Gamma (27), Melodie (42), Palme (56), Vie (76), Watte (77), PL (57), Andi (4), Sperre (67), Eier (19), Aras (10), Bojar (14), Scharade (66), Taka (70), Isis (33), Olten (50), Ort (54), Atlas (12), Eis (22), Achse (1), Cup (16), Terek (73), Lupe (37), Lahn (36), Matrikel (39), Rhône (62), Anke (6), Iris (32), Onegin (52), Alen (3), Na (44), Anita (8), Nor (46), Rigel (64), Raimund (58), Komma (35), Nis (48), Anger (13).
Senkrecht: Rappe (59), Mal (38), Omen (51), Elvira (20), Roi (63), Odessa (49), Gewebe (28), Matrjoschka (41), Ale (2), Alida (7), Marsala (40), Aro (11), Tea (72), Dahme (17), Art (9), Rasseln (61), Dur (18), Trawler (69), Kolophonium (34), TSC (71), Nep (45), Ost (55), Tar (74), Cellini (15), Uda (75), Enkel (23), Ern (25), Heine (29), Megara (43), Tannin (68), Ikarus (31), Hon (30), Net (47), Salär (65), Erda (21), Alk (5), Omi (53), Gag (26).
Buchstabentausch: Bohle, Grand, Durst, Pumpe, Krake, Matt, Fett, Star, Wand. – Harmattan.
Silbenrätsel: 1. Darwin, 2. Eunuch, 3. Rennen, 4. Niederlande, 5. Armee, 6. Ruine, 7. Bernstein, 8. Ermitage, 9. Nemesis, 10. Languste, 11. Allee, 12. Chauffeur, 13. Tömük, 14. Weiher, 15. Emilia, 16. Rentner. – „Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt."
Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Lie, 2. Sonne, 3. Seide, 4. Lende, 5. Lenné, 6. Wurst, 7. Weser, 8. Fanal, 9. Kanal, 10. Mirat, 11. Dom.
Von der Zahl nach links: 3. Sol, 4. Lenin, 5. Leine, 6. Wende, 7. Wunde, 8. Ferne, 9. Kasse, 10. Manet, 11. Dinar, 12. Moral, 13. Mal.
Geschütteltes: Reti + Speile = Petersilie.
Vom Kern zum Wort: 1. Allemande, 2. Leningrad, 3. Minnesang, 4. Ausschuss, 5. Amsterdam, 6. Taschkent, 7. Alabaster.- Alma-Ata.
Um die Ecke gedacht: Antilope

Raten und Rechnen:

4992	–	2888	=	2104
+		:		–
1848	+	76	=	1924
6840	:	38	=	180
–		×		+
1536	+	92	=	1628
5304	–	3496	=	1808

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 17) aus Heft 19/1986

Waagerecht: 1. Span, 5. Dostojewski, 14. egal, 16. Ale, 17. Alès, 19. Ritt, 21. Lasche, 23. Arm, 26. Andrea, 28. As, 29. Ch, 30. Laramie, 32. Apathie, 35. Sto, 37. Teheran, 40. Aar, 41. Elfe, 43. Maori, 45. Eisler, 48. Jalousie, 51. Folianten, 53. Inari, 55. Ana, 56. Klee, 58. Ani, 59. Gori, 61. Tschaikowski, 67. Edam, 69. Akt, 70. Usen, 71. Mal, 73. Arrau, 75. Interpret, 80. Adelaide, 83. Osmose, 85. Molar, 86. Anis, 87. ars, 89. Mariana, 91. Zug, 93. Ukraine, 96. Catania, 98. Mn, 99. Ti, 100. Termin, 102. Kio, 103. Klause, 105. Rene, 106. Saal, 109. Werg, 111. Age, 112. Tito, 114. Elle, 115. Dobroljubow, 116. Musselin.

Senkrecht: 2. Pennies, 3. AG, 4. Narr, 6. Ost, 7. Tolstoi, 8. Jaschin, 9. Elche, 10. Weh, 11. KA, 12. Iler, 13. Homer, 15. Liese, 18. Samara, 20. Tat, 22. Elain, 24. Ria, 25. da, 26. Ah, 27. Delikt, 31. Ans, 33. Pranger, 34. TRO, 36. Omo, 38. Erato, 39. Ree, 42. Fels, 44. Alai, 46. Lineal, 47. Enid, 48. ja, 49. Lao, 50. Unikum, 51. Feh, 52. TASS, 54. Ramadan, 57. echt, 60. Raas, 62. Akron, 63. Kura, 64. Wut, 65. Kean, 66. Indium, 68. Ami, 72. Ie, 74. Rostow, 75. Isaak, 76. Ner, 77. Emanuel, 78. Plateau, 79. Erz, 81. Eskimos, 82. Aga, 84. Omi, 86. Agent, 87. Acker, 88. Rai, 90. Imago, 92. Ute, 94. Rn, 95, Erlen, 97. Nord, 101. Reim, 104. Lar, 105. Rio, 106. See, 107. All, 108. Ali, 110. Go, 113. TU.- **Lösungswort:** Nowgorod.

Es gewannen:
1. Preis
100,– M Charlotte Hoppe, Dresden, 8028
2. Preis:
75,– M Erika Kühnau, Zwenkau, 7114
3. Preis
50,– M Silke Ronneburg, Dresden, 8027
4.–8. Preis:
je 25,– M Helmut Stobane, Colditz, 7242; Axel Brunsing, Brandenburg, 1800; Harald Köhler, Rostock, 2520; Ria Braune, Eppendorf, 9394; Heinz Augustin, Zug/Krs. Freiberg, 9201.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

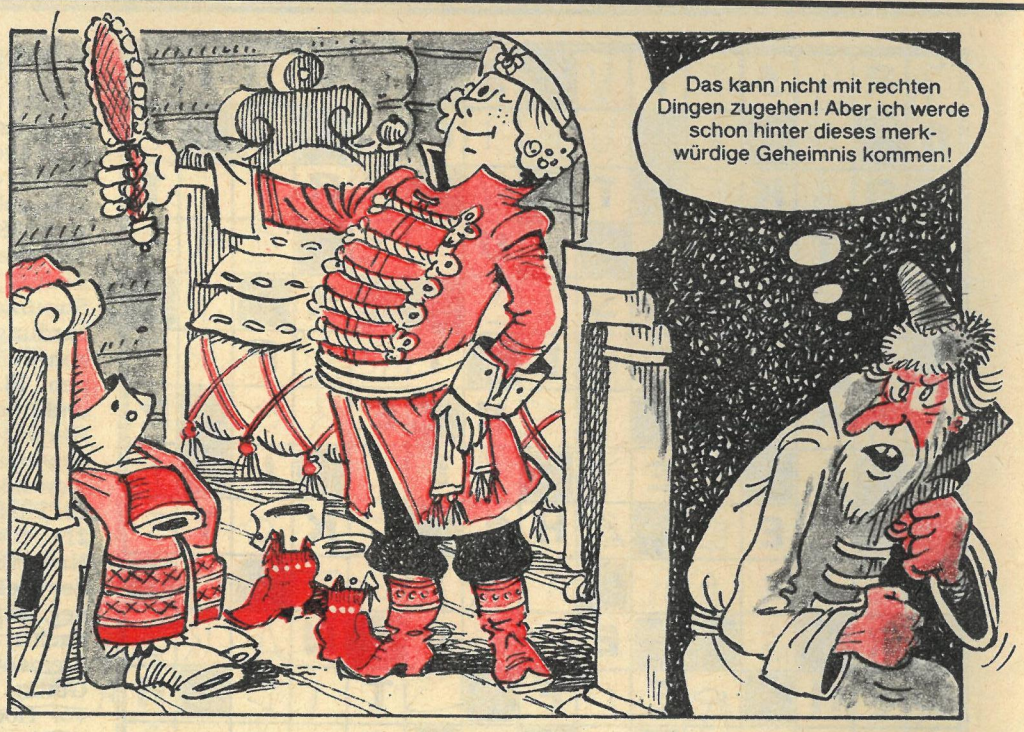
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

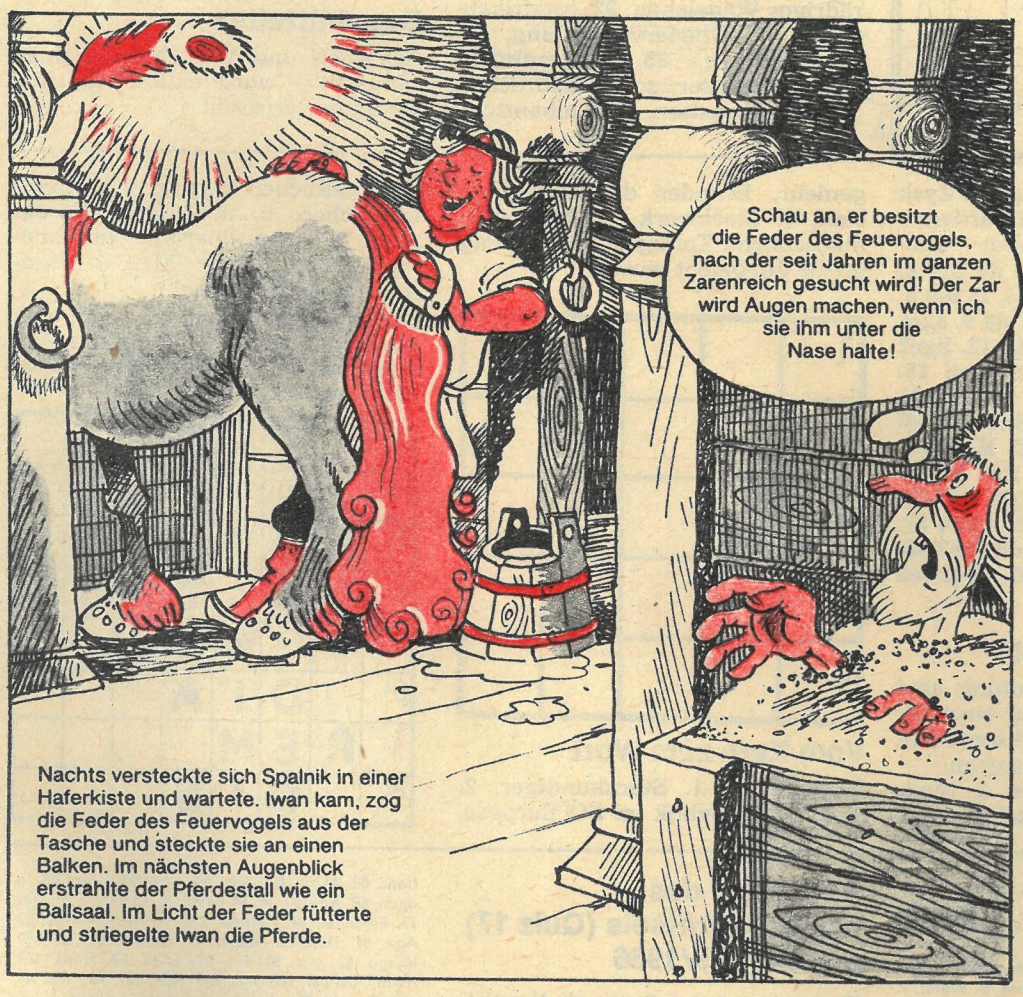
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 4

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

So zog Iwan als Erster Stallmeister in den Palast des Zaren ein. Er bekam schöne Kleider und Stiefel, ein weiches Bett, zu essen und zu trinken, was sein Herz begehrte. Im Stall arbeitete ein Knecht, böse und mißgünstig, Spalnik mit Namen. Er hatte beobachtet, daß Iwan am Tage seine Pferde weder fütterte noch tränkte, weder wusch noch striegelte. Und dennoch sahen die Tiere prächtiger aus als alle anderen am Hofe.





Nachts versteckte sich Spalnik in einer Haferkiste und wartete. Iwan kam, zog die Feder des Feuervogels aus der Tasche und steckte sie an einen Balken. Im nächsten Augenblick erstrahlte der Pferdestall wie ein Ballsaal. Im Licht der Feder fütterte und striegelte Iwan die Pferde.

Angstschlotternd verkroch sich Iwan auf dem Heuboden. Aus tiefstem Herzen bereute er, daß er nicht auf das bucklige Pferdchen gehört hatte, das ihn vor der Feder warnte.

Wem gebührt die Belohnung?

Vor vielen Jahren lebte eine alte Witwe, die hatte vier Kinder – drei Söhne und eine Tochter. Die Söhne waren schön, aber die Tochter war noch viel schöner.
Eines Tages rüsteten die Brüder zur großen Jagd. Mutter und Tochter blieben allein.
Gegen Abend verließ die Mutter die Kibitka[1]). Während sie draußen wirtschaftete, flog ein schrecklicher Mangus[2]) herein und schleppte das schöne Mädchen mit sich fort.
Als die Mutter wiederkam, war die Kibitka leer, die Tochter verschwunden. Am Morgen kehrten die Brüder von der Jagd zurück. Die Mutter begrüßte die Söhne und sprach:
„Meine geliebten Söhne! Ihr seid stark, tapfer und geschickt wie euer Vater, und ihr steht ihm auch an Güte und Redlichkeit nicht nach. Eure Mutter möchte von euch wissen, wozu jeder von euch fähig ist, wenn es gilt, einem teuren Menschen zu helfen!"
Da sagte der älteste Sohn:
„Auf der ganzen Welt gibt es keinen Gegenstand, den ich nicht zu finden vermöchte."
Der zweite Sohn sagte:
„Ich kann mit einem einzigen Schuß jeden Vogel in beliebiger Höhe abschießen, ich treffe den Regentropfen in der Wolke, und ich töte mit einem einzigen Pfeilschuß zehn Hasen."
Der jüngste Sohn stand hinter seinen Brüdern nicht zurück.
„Ich", sagte er, „kann mit meinen Händen alles fangen und festhalten. Wenn ein gewaltiger Berg vom Himmel fiele, ich würde auch ihn auffangen."
Da umarmte die Mutter ihre Söhne und erzählte von dem Unglück.
„Ich habe keine Tochter mehr und ihr keine Schwester. Sucht geschwind nach eurer Schwester und vergebt mir alten Frau, daß ich meine einzige Tochter so schlecht behütet habe."
Als erster sprach der älteste Bruder:
„Wir dürfen keine Zeit verlieren. Nehmen wir Abschied von der Mutter, um in die weite Welt zu gehen und die Schwester zu suchen."
Sie zogen los.
Noch war kein Tag vergangen, da fand der älteste Bruder die Wolke, in der sich der Mangus versteckt hielt.
Der mittlere Bruder zog die Sehne so weit zurück, daß sich die Bogenenden fast berührten, und schoß den sirrenden Pfeil ab. Der drang dem Mangus mitten ins Herz, und das böse Ungeheuer war tot. Der Mangus ließ das Mädchen los, und es fiel wie ein Stein herunter. Bis zur Erde war es keine Schrittlänge mehr, da fing der jüngste Bruder seine Schwester auf und stellte sie unversehrt auf den Boden.
Die Kunde davon, wie die Brüder ihre Schwester aus der entsetzlichen Not gerettet hatten, verbreitete sich um den ganzen Erdball.
Die Alten kamen zusammen und beschlossen, demjenigen Bruder, der es am meisten verdient hatte, eine Belohnung zu überreichen.
„Der Mittlere soll sie haben, er hat das Ungeheuer getötet", sagte einer.
„Was ist das schon! Wenn der älteste Bruder das Ungeheuer nicht gefunden hätte, würde der mittlere kein Ziel für seinen Pfeil gehabt haben", behaupteten andere.
„Der jüngste Bruder hat die Belohnung verdient", beharrten noch andere, „ohne ihn hätte sich das Mädchen zu Tode gestürzt."
„Der Jüngste hätte nichts zu fangen gehabt, wären nicht der Ältere und der Mittlere gewesen", widersprachen noch andere. So streiten sich die Alten bis auf den heutigen Tag und können nicht entscheiden, welchem der Brüder sie die Belohnung geben sollen.
Und was meinst du? Ein Märchen anhören, das kann jeder. Hilf jetzt du zu entscheiden, welcher der Brüder die Belohnung erhalten soll.
Alle drei? Nein, das wäre gegen die Regel.

Der Wechsel der Zeit

Ein Chan[3]) wollte die Weisheit seines Volkes kennenlernen und ließ bekanntmachen:
„Jeder, der sich für einen Weisen hält, soll sich binnen sieben Tagen bei mir einfinden."
Die Bekanntmachung des Chans verbreitete sich mit Windeseile bis in die entlegensten Kibitkas.
Beim Chan meldeten sich daraufhin drei alte Männer.
Sie setzten sich gemessen ins Empfangszimmer des Chans.
Als der Chan erfuhr, daß drei alte Männer gekommen seien, trat er ins Empfangszimmer.
Er sah die drei Alten und bemerkte, daß der eine kein einziges Haar auf dem Kopf, der zweite graue Haare und einen schwarzen Schnurrbart, der dritte keinen Schnurrbart hatte.
„Wie alt seid ihr?" fragte er den ersten Alten.
„Fünfzig", lautete die Antwort.
„Wie alt seid ihr?" fragte er den zweiten.
„Fünfzig", antwortete der Alte.
„Und wie alt seid ihr?" fragte er den dritten Alten.
„Fünfzig", antwortete der Alte.
„Ihr seid also gleichaltrig?"
Die Alten bestätigten es.
„Wenn ihr gleichaltrig seid", wandte sich der Chan an den ersten, „warum habt ihr dann keine Haare auf dem Kopf?"
„Ich habe soviel darüber nachgedacht, wie die Menschen besser leben könnten, daß kein einziges Haar auf meinem Kopf geblieben ist."
„Wenn ihr gleichaltrig seid, warum habt ihr dann graue Haare und einen schwarzen Schnurrbart?" fragte der Chan den zweiten Alten.
„Meine Haare sind so alt wie ich. Ich hatte sie schon, als ich geboren wurde, doch der Schnurrbart ist mir erst mit fünfundzwanzig gewachsen. Darum ist mein Haar grau und mein Schnurrbart schwarz."
„Wenn ihr gleichaltrig seid, warum habt ihr dann keinen Schnurrbart?" fragte der Chan den dritten Alten.
„Ich bin der einzige Nachkomme meiner Eltern. Damit sich mein Vater nicht kränkt, wurde ich als Mann geboren, und damit sich meine Mutter nicht kränkt, trage ich keinen Schnurrbart."
Der Chan belohnte die Alten für ihre Findigkeit mit einem Beutel voller Gold.
Ein Vertrauter des Chans sah den Beutel voller Gold in ihren Händen und dachte bei sich: Ach, dumm ist unser Chan. Weshalb schenkt er diesen alten Zauseln einen Beutel voller Gold? Sind die etwa weiser als ich? Nein! Ich finde an Weisheit nicht meinesgleichen auf der Welt! Also paßt nur auf! Ich stelle euch drei Fragen und treibe euch in die Enge! Wenn ihr nicht antwortet, hat euer letztes Stündlein geschlagen. Und dann her mit dem Gold.
Mit diesem Gedanken jagte er auf seinem flinken Pferd den Alten hinterher.
Der erste Alte sah den heransprengenden Reiter und sagte: „Hört zu, er verfolgt uns. Setzt ihr mit dem Gold euren Weg fort, ich bleibe hier und frage, was er will", sagte der erste Alte.
Die beiden anderen willigten ein und gingen weiter.
Der Vertraute des Chans sprengte herbei und fragte vom Pferd herab:
„Seid ihr ein Weiser?"
„Ja, ein Weiser."
„Dann beantwortet meine Frage: Was ist das, die Welt?"
„Das ist Tag und Nacht. Am Tag arbeiten wir, in der Nacht ruhen wir uns aus."
„Und was ist das, die Erde und das Wasser?"
„Die Erde ist die Mutter von Mensch und Tier, das Wasser ist die Mutter der Fische."
„Und was ist das, der Wechsel der Zeit?"
Bei dieser Frage stellte sich der Alte verlegen und sagte: „Ach, welch ein Jammer! Die Antwort auf diese Frage habe ich bei den beiden anderen Alten vergessen. Leiht mir für einen Moment euer Pferd. Gleich schaffe ich die Antwort her."
Jetzt habe ich den Halunken! Jetzt greife ich ihn mir, dachte der Vertraute des Chans und sagte:
„Nimm!"
Der Alte saß auf und sagte:
„Ihr hattet ein Pferd, ich hatte keins. Ihr saßt im Sattel, ich stand auf der Erde. Jetzt steht Ihr auf der Erde, und ich sitze auf dem Pferd. Das ist der Wechsel der Zeit. Besten Dank!" Mit diesen Worten sprengte der Alte davon.

---

[1]) Zeltbehausung
[2]) Märchenungeheuer
[3]) Herrscher

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russsichen Gabriele Kleiner. Redaktion: Gisela Reller.

Die Kalmyken

... waren früher unter dem Namen Oiraten bekannt. Das ursprünglich in der Dsungarei beheimatete westmongolische Volk lebt seit Anfang des 17. Jahrhunderts im Steppengebiet der unteren Wolga. Die Kalmyken sind in der Kalmykischen ASSR beheimatet, Kurzbezeichnung: Kalmykien.

Gegründet am 20. 10. 1935 (seit dem 4. 11. 1920 autonomes Gebiet).

Bevölkerung: 294 000 Einwohner (1979), 147 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Kalmyken.

Lage: Kalmykien liegt im äußersten Süden des europäischen Teils der Sowjetunion.

Territorium: Die Fläche Kalmykiens beträgt 75 900 km² (zum Vergleich: Die DDR ist 108 178 km² groß).

Hauptstadt: Elista.

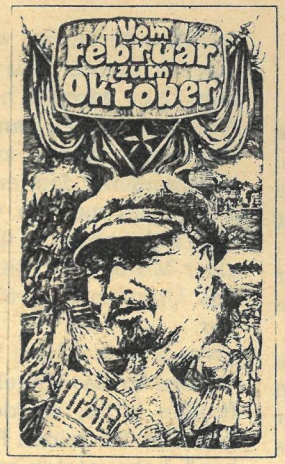
Heute widmen sich die Kalmyken – die ehemals nomadisierende Hirten waren – neben der Feinwoll-Schafzucht auch dem Fischfang und dem Ackerbau; Kalmykien ist das nördlichste Reisanbaugebiet der Sowjetunion. Hier wurden auch Erdöl und Erdgas entdeckt.

Aus dem Angebot des

DIETZ VERLAGES BERLIN

Leinen · 18,50 M
Bestellnummer: 736 599 8

Leinen · 11,50 M
Bestellnummer: 737 5977



Leinen · 5,80 M
Bestellnummer: 736 750 4

Leinen · 7,80 M
Bestellnummer: 736 153 2

Leinen · 8,80 M
Bestellnummer: 737 401 8

Leinen · 7,50 M
Bestellnummer: 735 227 3

Leinen · 12,80 M
Bestellnummer: 738 051 4

Leinen · 13,50 M
Bestellnummer: 738 101 5

Bestellungen sind an den örtlichen Volksbuchhandel zu richten.

Abbuchungsauftrag für Doppelspiel Tele-Lotto 5 aus 35 (Sonntag- und Mittwoch-Ziehung)

Tele Lotto

Bitte in Druckschrift ausfüllen!

Name **Vorname**

Postleitzahl **Wohnort** 11 (1 2)

Straße/Nr.

Konto-Nr. EDV-gerecht (3 6) (7 8) (9 14)

Postleitzahl des Wohnortes (15 18)

ØØØ F (19 27 28)

Einzeltips:

1. Tip (29 38)

2. Tip (39 48)

3. Tip (49 58)

4. Tip (59 68)

5. Tip (69 78)

Ich werde dafür sorgen, daß das erforderliche Guthaben vorhanden ist und erkenne hiermit die Wettspielbedingungen an.

Datum Unterschrift

Diesen Abbuchungsauftrag bitte ausfüllen, ausschneiden und auf eine Postkarte geklebt einsenden an:

Einmal getippt – immer dabei

LOTTO

über Ihr Spargirokonto

- Die einfache und zeitsparende Form der ständigen Teilnahme am Lotto-Spiel.
- Im Tele-Lotto-Doppelspiel mehrfache Gewinnchancen. In jeder Woche zur Mittwoch-Ziehung zusätzliche Auslosung von Autos und Reisen.
- Ihren Abbuchungsauftrag können Sie mit nebenstehendem Vordruck erteilen.
- Liegt der Abbuchungsauftrag bis zum 5. des Monats beim Zentralversand in Leipzig vor, erfolgt Ihre ständige Spielteilnahme ab dem darauffolgenden Abonnement-Zeitraum.
- Die Abbuchung des Spieleinsatzes wird monatlich, jeweils bis zum letzten Kalendertag für den folgenden Monat vorgenommen.
- Der Dauerspielschein wird Ihnen zugesandt und gilt bis auf Widerruf.
- Gewinne und Prämien werden unverzüglich auf Ihr Spargirokonto überwiesen.
- Die Anmeldung von Hauptgewinnen ist nicht erforderlich.

Zentralversand des
VEB Vereinigte Wettspielbetriebe
7010 Leipzig, Postfach 541

Fortsetzung von Seite 10

Der Newski

auf dem Podium des Weißen Saales Platz. Ihre Kleidung war uneinheitlich, zu weit gewordene Fräcke, Uniformblusen, Matrosenjacken. Da die Besetzung des Radioorchesters (die Philharmonie war nach Nowosibirsk evakuiert worden) für Schostakowitschs Siebente nicht ausreichte, hatte man 30 Musiker für kurze Zeit von der nahen Front abkommandiert. Ab und zu mischte sich der Paukenschlag einer detonierenden Granate in die Sinfonie, und die Kristalleuchter zitterten. Das Konzert in der eingeschlossenen Stadt wurde über alle sowjetischen Sender übertragen, im ganzen Lande hörte man: Leningrad lebt!

Anitschkowbrücke: Narben in Granit

Unter der ersten Skulptur links (die Anitschkowbrücke ist zu Beginn unseres Beitrages abgebildet) scheint der Sockel wie von Steinfraß befallen. Splitterspuren. Eine Tafel verweist auf die 148 478 Granaten, die während der Blockade von 1941 bis 1944 auf Leningrad niederfielen. Einen Volltreffer bekam auch der Säulensaal des Hauses Fontanka-Ufer 21, wenige Schritte entfernt. Vielen DDR-Bürgern, besonders aus der Partnerstadt Dresden, ist dieser in alter Pracht wiedererstandene Festsaal in guter Erinnerung; im ehemaligen Palast des Grafen Schuwalow hat das Haus der Freundschaft sein Domizil. Viele, die hierherkommen, kennen und schätzen Nina Kusmina, seit 16 Jahren im Amt; auch uns, die wir wiederholt im journalistischen Auftrag in ihrer Stadt waren, hat sie so manches Mal bei der Arbeit geholfen, engagiert und zuverlässig. Durch einen Zufall haben wir erfahren, daß die verantwortliche Sekretärin der Leningrader Abteilung der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR am 22. Juni 1941 geboren wurde, am Tag des Hitlerüberfalls auf die Sowjetunion. Als Baby ist sie über das Eis des Ladoga-Sees gebracht worden in einem Lastwagen, der Lebensmittel in die eingeschlossene Stadt transportiert hatte über die „Straße des Lebens", die einzige schmale Verbindung nach draußen, die Tag und Nacht unter feindlichem Feuer lag. –

Am 2. Juni 1945 wurden die berühmten Klodtschen Rossebändiger, die die Anitschkowbrücke an vier Seiten schmücken, aus ihren Erdverstecken im Garten des Anitschkow-Palastes gegraben. Es sei eine stille, warme Nacht gewesen, so beschreibt die Leningrader Dichterin Olga Bergholz den Vorgang, als sich die Silhouetten von Pferden und Jünglingen gegen den Himmel abhoben, und es sei ein Zittern durch die Körper der Schaulustigen gegangen, jeder habe gespürt: Jetzt ist Frieden! Wenige Tage darauf, am 8. Juli 1945, kehrten die ersten Soldaten über den Newski heim, sie wurden mit Blumen, Zigaretten und Geschenken begrüßt, des Umarmens und Händeschüttelns war kein Ende. Wir haben die alten Frauen nicht gefunden, von denen berichtet wird, daß sie einmal im Jahr das „Brot der schweren Jahre" backen, ein Brot, das hauptsächlich aus Kleie und anderen Beimengungen besteht. Vielleicht ist diese Tradition erloschen, vielleicht sind die Alten dahingestorben. Dies aber geschieht nach wie vor am Nachmittag eines jeden 9. Mai, dem Tag des Sieges: Ein stattliches Militärorchester marschiert den Newski hinab. Hinter den Musikern formiert sich ein Zug von Tausenden, Alten und Jungen. Keiner hat sie gerufen, sie kommen eben, auch Nina und ihr Mann.

Denkmalpflegers Lust und Last

Trennwände aus Sperrholz und Glas haben das Kirchenschiff in ein Labyrinth von Büroräumen verwandelt, die nach oben hin offen sind. Der Heilige Wladimir blickt aus den Wolken auf klickende Speicherbänder und blinkernde Leuchtdioden hinab. Er ist frisch lackiert und lächelt milde, bald müssen die Computer-Jünger ins neugebaute Rechenzentrum umziehen, dann wird sein Haus Museum. Hinter kuppelhohem Verschlag harrt, ebenfalls restauriert, eine ganze Ikonenwand der Auferstehung, mannsgroße Heilige hüllen sich einstweilen fröstelnd in Packpapier, rote Kreide auf der Brust nennt ihre Namen. Iwan Boizow präsentiert sie mit Vergnügen. Er ist „Chefarchitekt der Staatlichen Inspektion für Denkmalschutz des Kuibyschewer Rayons", zu dem der Newski gehört, und unser Spaziergang hat ordnungsgemäß vor dem Haus Nr. 1 begonnen.

Die Denkmalschützer sind im Vormarsch, das erfahren wir auf Schritt und Tritt. In der 18, wo sich das „Literatur-Café" befindet, und in der 31 bis 33, den „Silberreihen", in denen Kaufleute einstmals mit Schmuck und Edelmetall handelten, haben sie dafür gesorgt, daß die Arkaden wieder geöffnet wurden. Ende der zwanziger Jahre waren die Säulen zugemauert worden, um zusätzlichen Geschäftsraum zu gewinnen. Nach alten Zeichnungen entstanden Reliefs mit Füllhörnern und schmiedeeiserne Laternen für die Fassade des Literatentreffs wieder. Am Haus 13, vormals Wohnsitz von Zaren-Höflingen, sind Löwenmasken verschwunden. Verschludert, gestohlen… wie auch immer, der mit der Rekonstruktion beauftragte Baubetrieb wird sie nach vorhandenen Resten wiederherstellen lassen müssen. Und so ist das überall: Erst wenn Iwan Boizows Leute ihren Segen gegeben haben, dürfen die Gerüste fallen, erst dann wird von der Staatsbank bezahlt. Und sollte es einem der Nutzer historisch wertvoller Gebäude einfallen, im Inneren eigenmächtig zu verändern, der Denkmalschutz kann neuerdings bis zu 2000 Rubel Strafe verhängen!

Vor unseren Füßen schmieren Arbeiter frischgekochten Asphalt auf dem Bürgersteig breit. Gleich über den alten, löchrig gewordenen Belag hinweg, weil es so schneller geht. Säulenfüße, ganze Gebäudesockel sind auf diese Weise im Laufe der Jahre „versunken". Vor dem Gostiny Dwor ist die „Kulturschicht" bis auf einen Meter angewachsen. Das bringt nicht nur ästhetische Verluste, auch die Hydroisolation der Bauten leidet darunter. Man wird nicht umhinkommen, den Asphalt bis zum Grunde wegzukratzen.

Leningrad steht, wie wir wissen, auf sumpfigem Boden. Die Alten dichteten mit Ton ab, das hielt und hält meist bis auf den heutigen Tag. Als die Metro kam, mußte man große Massen neuer Materialien einsetzen, Bitumen zum Beispiel, über Jahre gab es keinerlei Beanstandungen, jetzt beginnt die Isolation sich zu zersetzen. Ein Nebenfluß der Newa überquert den Newski unterirdisch. Im Keller des Gostiny Dwor geht es schon nicht mehr ohne Pumpen… Probleme? Iwan Boizow hebt die Arme. Mehr als genug.

…damit der Newski leichter atmen kann

Dennoch: Wenn man bedenkt, daß sich die Besucherschar seit Gogol verzwanzigfachte, dann hat sich die alte Magistrale als erstaunlich lebens- und aufnahmefähig erwiesen. Und sie kann ihre Rolle noch lange spielen, sagen die Verantwortlichen, wenn man diesem Organismus behutsam neue Kraft einflößt und ihn nicht nach fremden Maßstäben beschneidet.

Nikolai Gogol beschrieb den Newski, als sei er ein lebendiges Wesen. Die Leningrader betrachten ihn nicht anders. Sie reagieren empfindlich auf alle Veränderungen. Ganz gleich, was Bauleute mit dieser Straße anstellen oder anstellen wollen, sie bekommen eine Flut von Briefen, direkt oder über Zeitungen, Funk und Fernsehen, und fast alles steht unter dem einen Nenner: Tut unserem Newski keine Gewalt an!

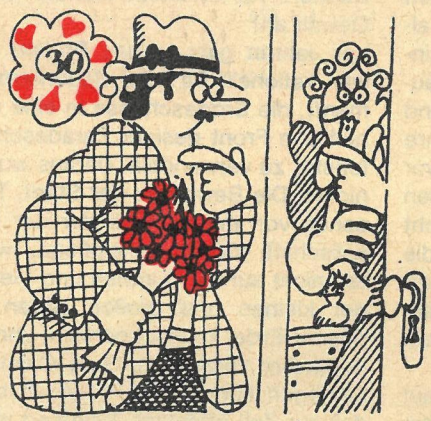
Vor Jahren gab es das Projekt (es war rationell für die Bauunternehmen!), die Erdgeschosse in eine einheitliche Front riesiger Paradeschaufenster zu verwandeln. Daraus wurde nichts. Die Bewohner der Stadt, Tausende von ihnen Mitglieder der Gesellschaft für Denkmalpflege, wollten nicht auf die Buntheit und Vielfalt der kleinen und großen Läden zu ebener Erde, im Hochparterre und im Halbkeller verzichten. Gute Chancen hingegen könnte ein Projekt haben, das zur Zeit öffentlich diskutiert wird. Grundgedanke: Der Newski soll als Konzentrationszone der Kultur, des gesellschaftlichen Lebens und des Handels erhalten bleiben wie er ist, aber man will ihm mehr Luft verschaffen, er soll leichter atmen können im stark frequentierten Teil zwischen Fontanka und Moskauer Bahnhof. Den „Überdruck" gedenkt man mit Hilfe von Durchbrüchen abzulassen, Passagen, die – Innenhöfe einbezogen – zusätzliche Geschäfte und Dienstleistungseinrichtungen enthalten. Die Autoren, deren Arbeit auf der III. Weltbiennale der Architektur 1985 in Sofia mit Sonderpreis und Silbermedaille bedacht wurde, träumen davon, ihre Pläne spätestens bis 1996 zu verwirklichen, zur Winterolympiade, um die sich unter anderen auch Leningrad beworben hat.

Vorerst jedoch steht ein anderes Ereignis ins Haus: der 70. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Fassade für Fassade wird eingerüstet. Bis zum 7. November 1987 soll der gesamte Newski frisch gestrichen sein. Die traditionellen Farben – Rot, Grün, Blau, Gelb und Weiß – werden selbstverständlich beibehalten, aber sie wurden kräftiger und leuchtender gemischt. Um das Sonnendefizit des nördlichen Venedig ein wenig auszugleichen, wie Iwan Boizow lächelnd begründete. Die Leningrader nehmen's freundlich auf.

Blick von der Italienischen Brücke auf Newski und Kasaner Kathedrale

RUSSISCH

OHNE SCHULBANK



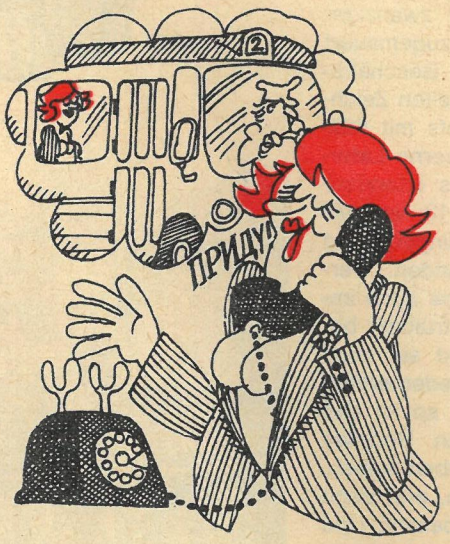
Der „feine Unterschied“

Endlich ergibt sich auf einer Urlaubsreise die Gelegenheit, Ihre langjährigen Brieffreunde, die Sie bisher nur von Fotos kannten, in ihrer Heimat zu besuchen. Nun wird sich für Sie die oft geschriebene Adresse Ihrer Freunde in eine Straße, in ein Haus verwandeln. Damit Sie auf dem Wege dorthin nicht in Schwierigkeiten geraten, hier einige Ratschläge.

Sie haben noch die freundlichen Worte im Ohr, mit denen Ihr Bekannter Sie zu sich einlud, als Sie ihn kurz vor Ihrer Abreise anriefen: **„Обязательно приезжайте к нам в гости!“** (Abjisátjilno prijishájtje knam wgóßtji!) – **„Sie müssen uns unbedingt besuchen kommen!“** Sie stimmten freudig zu: **„Ich bedanke mich für die Einladung. Ich komme gern.“ – „Спасибо за приглашение. Я с удовольствием приеду.“** (ßpaßíbo sa prigłaschénije. Ja ßudawólßtwijem prijádu). Hätten Sie aber Ihren Gastgeber erst nach Ihrer Ankunft, z. B. vom Hotel aus, angerufen, wären seine Worte sicherlich gewesen **„Приходите к нам в гости!“** (Prichadjítje knam…) – **„Kommen Sie doch einmal vorbei!“,** denn die Umstände deuteten dann darauf hin, daß Sie den Weg zu Fuß oder mit einem Nahverkehrsmittel zurücklegen werden. In dem Falle wandeln Sie Ihre Zusage **„Ich komme gern“** etwas ab: **„Я с удовольствием приду“** (… pridú). Zu der erstgenannten Formel gehört unbedingt eine längere Fahrstrecke. Wir in unserer Sprache handhaben die Verben der Fortbewegung nicht so streng, unsereins „kommt“ einfach, gleich, ob gefahren, gegangen oder gar geflogen. Im Deutschen ist ein **Gast** eben ein Gast, gleichgültig, ob es sich um eine männliche oder um eine weibliche Person handelt. Das Russische berücksichtigt diesen „feinen Unterschied“ und hält für jedes Geschlecht ein eigenes Wort bereit: **гость** (goßtj) und **гостья** (góßtja). Wundern Sie sich also nicht, wenn Ihre Gastgeber Sie dritten Personen vorstellen: **„Это наш гость.“** (Äto nashgóßtj) – **„Das ist unser Gast“; „Это наша гостья.“** (Äto náscha góßtja) – **„Das ist unser Gast“** [weibl. Form]. Es ist übrigens aufschlußreich, daß der Begriff „Gast“ im Russischen die ursprüngliche Bedeutung des Gastfreundes behalten hat; im Restaurant sind Gäste nämlich **Besucher – посетители** (paßitjíteli).

Hoffentlich hatten Sie, bevor Sie vor der Wohnungstür Ihres Freundes standen, bedacht, daß die Stockwerke anders eingeteilt sind als bei uns (abgesehen von Neubauten). Wohnen Ihre Freunde für unsere Begriffe **drei Treppen hoch,** so werden sie Ihnen ankündigen, daß Sie sie **im 4. Stock – на четвёртом этаже** (na tschitwjórtom ätashá) antreffen werden; vielleicht sind Sie aber schon aus der Erfahrung im Hotel klug geworden, wo Sie den **Blumenstrauß – букет цветов** (bukjät zwitóf) für Ihren Besuch erwerben wollten und erfahren hatten, den Stand fänden Sie „in der ersten Etage“, also **im Parterre – на первом этаже** (na pjárwom ätashá), im Foyer. Sie hatten sich natürlich die Treppe hinauf bemüht und waren fürs erste einmal fehlgelandet. Doch nun sind Sie mit Ihren Blumen, vielleicht auch **einem kleinen Gastgeschenk aus der Heimat – небольшой сувенир из моей родины** (nibalschój ßuwinír ismajéj ródjiny), im „4.“ Stock angekommen. Aber da erwartet Sie eine neue Klippe: An den Türen sehen Sie statt der erwarteten Namen Zahlen! Es ist nicht landesüblich, die **Namen – фамилии** (famílii) – an die Tür zu schreiben, stattdessen steht die **Wohnungsnummer** daran: **номер квартиры** (nómjer kwartjíry). Diese müssen Sie sich unbedingt merken oder, besser noch, aufschreiben. Russische Zahlen haften schwer in unserem Gedächtnis, und Sie wären nicht der erste, der beispielsweise **13 – тринадцать** (trinázytj) – mit **30 – тридцать** (trízytj) – verwechselte. Endlich sind Sie angekommen und das Begrüßungszeremoniell ist vorüber. Doch plötzlich beschleicht Sie das unsichere Gefühl, ungelegen gekommen zu sein, und Sie fragen: **„Bin ich zu früh gekommen?“ – „Я рано пришёл/пришла/?“** (Ja ráno prischól/prischlá?) – Das kann schon sein. Waren Sie z. B. **zum Mittagessen – на обед** (naabjád) – eingeladen, so sollten Sie Ihre Zeitvorstellung „Um zwölf wird gegessen!“ zugunsten einer Verschiebung um etwa drei bis vier Stunden revidieren. Ein ordentliches **Festessen – праздничный обед** (prásnitschny abjád) –, was zur russischen Gastfreundschaft gehört, kann ohne weiteres in das **Abendbrot – ужин** (úshyn) übergehen. Wenn Sie um 15 Uhr zum Mittagessen erscheinen, reicht das völlig. Am besten, Sie sichern sich schon bei der Verabredung mit der Frage ab: **„Wann soll ich kommen?“ – „Когда мне прийти?“** (Kagdá mnjä pritjí?) –.

Hella Rymarowicz



Rund und bunt

Ich habe auch etwas Kasachisches auf Lager („Ach herrje, ich werde ja lyrisch…“, FW 20/86). Das lustige Spiel der kostümierten Kinder konnte ich als Zaungast in einem Kindergarten in Karaganda miterleben. Fröhlich, fast übermütig waren die Kleinen, und trotzdem sehr diszipliniert…

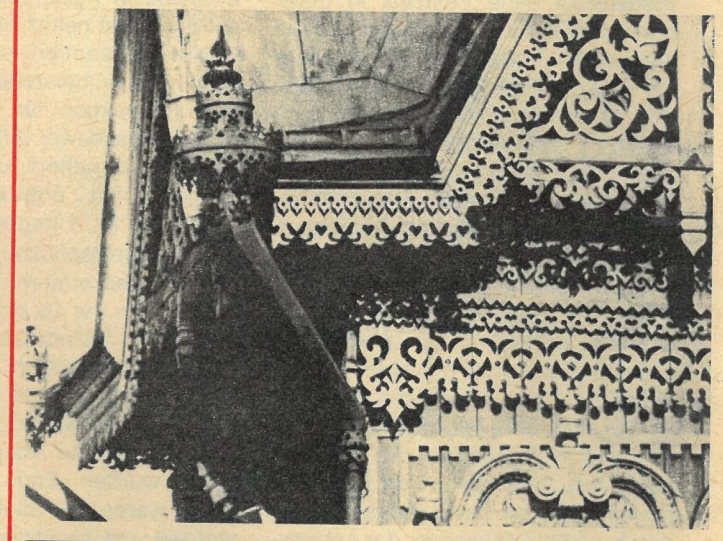
Manfred Feldmann, Zepernick

Gespeichertes

Ich bin Schülerin einer 12. Klasse der EOS „Geschwister Scholl“ in Wismar. Mit Interesse verfolgte ich Ihren Beitrag „100 Milliarden Zellen lassen bitten“ (FW 18/86). Auch unsere Biologielehrerin las ihn. Wir sprachen darüber und fanden, es sei lohnenswert, den Artikel allen Abiturklassen unserer Schule vorzustellen.

Grit Broschinski, Tressow

Für mich waren diese Ausführungen besonders aufschlußreich. Ich bin durch Hirninfarkt mit linksseitigen Lähmungen zum Frührentner geworden. Verständlicherweise habe ich viele Abhandlungen über



Sie fragen wir antworten

Heute Sibirien

Vor einiger Zeit las ich einen Artikel über die westsibirische Stadt Tomsk und die dort entstandenen petrolchemischen Betriebe. Die Stadt selbst kam mir leider zu kurz…

Renate Scholz, Berlin

Ihren Namen erhielt die Stadt vom Ob-Nebenfluß Tom, an dessen Ufern sie Anfang des 17. Jahrhunderts von Kosaken gegründet wurde. Bald entwickelte sie sich zu einem Handelszentrum, und 1888 wurde dort die erste Universität östlich des Uralgebirges eröffnet. An den Häusern von Tomsk gibt es viel zu bewundern: Rote Ziegelbauten unterscheiden sich voneinander durch verspielte Kuppeln oder zumindest in der Form der Dächer. Überall sieht man Türmchen aus Lärchen- oder Zirbelkiefernholz. Farbenfohe Fassaden mit winkligen Balkons und kleinen Kolonnaden zieren die Straßenfronten. Auch moderne Bauten wirken hier nicht wie eineiige Zwillinge. Eine wahre Erholung für das Auge aber sind mit Schnitzereien reich geschmückte Holzhäuser. Das Foto zeigt ein solches „Spitzenmuster“.

Sergej Saplawny (APN)

dieses Gebiet gelesen – ja studiert, aber nichts bisher war mir so verständlich. Vor allem die Fotos und Grafiken sind aussagekräftig. *Horst Doehler, Plauen*

Dieser wissenschaftliche Artikel ist so wichtig, daß ich bitten möchte, dazu noch mehr zu erfahren. Wie erklärt man es, daß ältere Leute eine ausgezeichnete Erinnerung an ihre jungen Jahre haben, Gegenwärtiges hingegen leicht vergessen?

Erika Jäger, Erfurt

Diese Tatsache stößt sogar zuweilen auf Unverständnis in den Familien. Die Ursache für diese so differenten Gedächtnisleistungen sind erklärbar durch die verschiedenen Gedächtnisarten. Wir besitzen ein Kurzzeit- und ein Langzeitgedächtnis. Beide beruhen auf unterschiedlichen physiologischen Mechanismen. Das Kurzzeitgedächtnis ist dafür zuständig, daß man z. B. ein soeben gehörtes Wort gleich wiederholen kann. Weiß man dieses Wort noch nach Tagen, Wochen oder Jahren, so ist es ins Langzeitgedächtnis übernommen worden. Es gibt Meinungen, daß Speicherinhalte des Langzeitgedächtnisses ein Leben lang erhalten bleiben (wenn auch die Reaktivierung von Gelerntem nicht in jedem Fall leicht ist). Wenn also ältere Menschen einerseits präzise Angaben aus früheren Jahren machen können und gleichzeitig Tagesdinge vergessen, so ist das keine Böswilligkeit oder ein Zurückziehen in die Vergangenheit, sondern es hängt mit der altersbedingt geschwächten Leistung des Kurzzeitgedächtnisses zusammen. Daher ist es eine wesentliche Aufgabe der auf dem Gebiet der Neurobiologie und Hirnforschung tätigen Wissenschaftler, nach Möglichkeiten zu suchen, diese Gedächtnisausfälle zu mindern oder sogar aufzuheben.

Wolfgang Löw, Magdeburg, Institut für Neurobiologie und Hirnforschung

Pandaliebe

Aufschlußreich diesmal „Pandaland" (FW 19/86). Darüber hätte ich gern noch mehr erfahren.

Hildegard Bergan, Dresden

Als ich die herrlichen Fotos

der Bambusbären sah, war meine Freude groß. Wo werden diese Tiere außerdem noch gehalten? Sollten Ihnen alle zoologischen Gärten der Welt bekannt sein, die Pandas besitzen, nennen Sie doch bitte alle!

Petra Wilke, Aschersleben

Nach dem internationalen Zuchtbuch (Stand 1984) gibt es Exemplare in den Zoos von London, Paris, Madrid, Tokio, Washington, Mexico-City und Westberlin. In China – nicht im Zuchtbuch eingetragen – zählte man 67 Tiere an 25 verschiedenen Orten, eingeschlossen das in unserem Beitrag genannte Freigehege von Wolong. Hauptproblem der Tiergärten ist der Mangel an zuchtfähigen Weibchen. Hans Frosch

Vor Kubas Küste

Als ich Ihre Serie „Korallen vor Kuba" entdeckte (FW 13-20/86), wurden Erinnerungen wach. Anfang des Jahres hielt ich mich vier Wochen in Kuba auf, bin dort viel getaucht und habe auch Korallenriffe kennengelernt.

Heinrich Kasten, Halle

Gyula Alpári

Im Rätsel-Quiz Nr. 16 (FW 18/86) Senkrecht 5. ist Ihnen ein Fehler unterlaufen. Der revolutionäre ungarische Publizist und Politiker Alpári wurde laut Meyers Lexikon nicht 1852, sondern 1882 geboren.

Margarete Dietze, Torgau

Sie haben recht. Gyula Alpári, der 1944 im KZ Sachsenhausen ermordet wurde, unter anderem Gründungsmitglied der Kommunistischen Partei, Stellvertretender Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten der Ungarischen Räterepublik war, ist 1882 geboren.

Preisfrage

Heft 22/86

Ein ha sind wieviel mu?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 24/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 5. November 1986. Auflösung von Heft 20/86: Am Tengis-See in der Kasachischen SSR. Wir gratulieren Elfriede Ueckert, Wolgast.

Korallen

So war es richtig in Folge 8 „Korallen vor Kuba" (FW 20/86): bis 7000 m (B). Es gewannen: 100 M – Manfred Hartmann, Gera; 75 M – Margarete Neubert, Leipzig; je 50 M – E. Schwarzkopf, Schwarzheide; Erich Klaus, Rehmsdorf; Günter Deutsch, Bad Doberan. Herzlichen Glückwunsch!

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: APN, China im Bild; Zeichnungen: Detlev Schüler

XV. FESTIVAL

des sowjetischen Films in der DDR

24. bis 30. Oktober 1986

Zentrale Eröffnung am 23. 10. 1986 um 17.00 Uhr im Berliner Filmtheater KOSMOS mit dem Film

Schlacht um Moskau
1. Teil: Die Aggression
Belegt, bewiesen, bewertet: Entscheidungen im Jahr '41. Wer waren die Männer, die sie trafen? Eine Chronik welthistorischer Ereignisse mit Michail Uljanow als Shukow, Jakow Tripolski als Stalin und Juosas Budraitis als Dr. Richard Sorge
Regie: Juri Oserow
Koproduktion: UdSSR/ČSSR

Namenlose Fracht
Unterwegs nach Bilbao ... Verbrecher an Bord. Die gefahrvolle Reise der „Pasadena".
Regie: Wladimir Popkow

Die Liebe des Wikingers
Koproduktion: UdSSR/Norwegen
Ihr Zuhause ist der Nachen: Normannen auf Kriegszug. Regie: Stanislaw Rostozki/Knut Andersen

Außerdem im Programm:

Tag des Zorns
Unheimliche Begegnungen in einer verbotenen Zone
Regie: Sulambek Mamilow

Bleib, Zauber, bleibe
Ein Plädoyer für die Wünsche und Sehnsüchte, die bleiben, solange das Herz schlägt
Regie: Jaropolk Lapschin

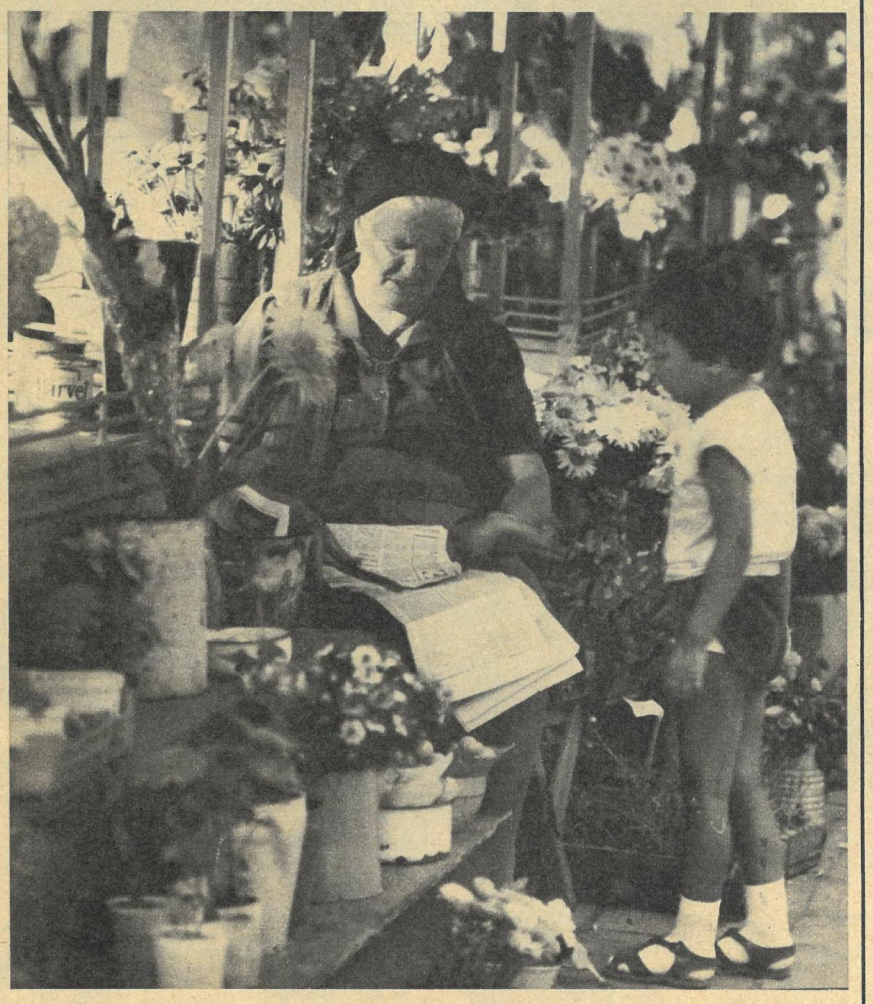
Winterkirschen
Schön, erfolgreich und allein – ein Frauenschicksal. Wege und Irrwege auf der Suche nach Liebe und Glück.
Regie: Igor Maslennikow

Kinderfilme:

Jegorka
Bär an Bord! Tumult um einen „Matrosen auf Zeit". Ein fröhlicher Film über eine unfreiwillige Schiffsreise.
Regie: Alexander Janowski

Und da kam Bumbo
Das kleine Mädchen und der große Elefant. Geschichten aus der Wunderwelt des Zirkus.
Regie: Nadeshda Koschewerowa

Progress Film-Verleih

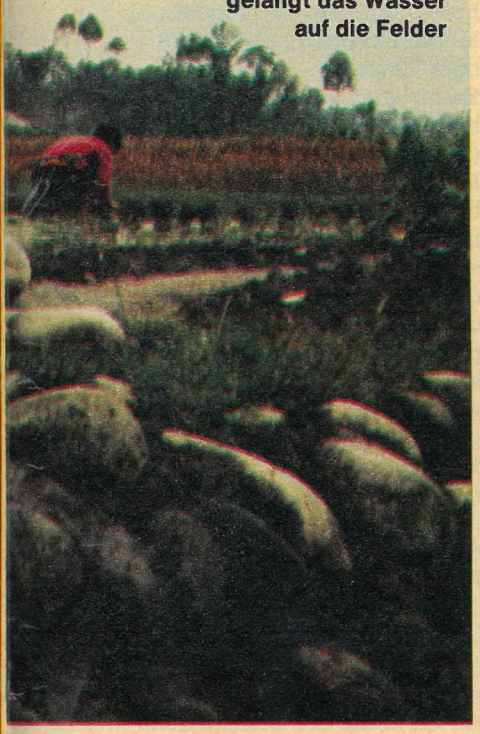


Leserfoto

Zwiegespräch auf dem Basar in Warna, am Wegesrand beobachtet von Michael Helbig, Cottbus. – Die Zeit der Margeriten ist jedoch vorbei, wir bitten jetzt um Ihre Wintermotive aus sozialistischen Ländern und um Schnappschüsse aus dem Leben der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft!

In der Provinz Sichuan, Volksrepublik China, liegt die fruchtbare Chengdu-Ebene. Sie gilt als die Reisschüssel des Landes. Üppig wachsen hier auch Gerste und Mais, violette Auberginen und teuflisch scharfer Pfeffer. Die Sichuan-Küche hat weit über das Land hinaus einen Namen.

Der Anteil der Handarbeit auf dem Lande beträgt 80 Prozent



Durch viele Kanäle gelangt das Wasser auf die Felder

Das Bewässerungssystem von Dujiangyan ist über 2200 Jahre alt

Wo es drei Ernten gibt

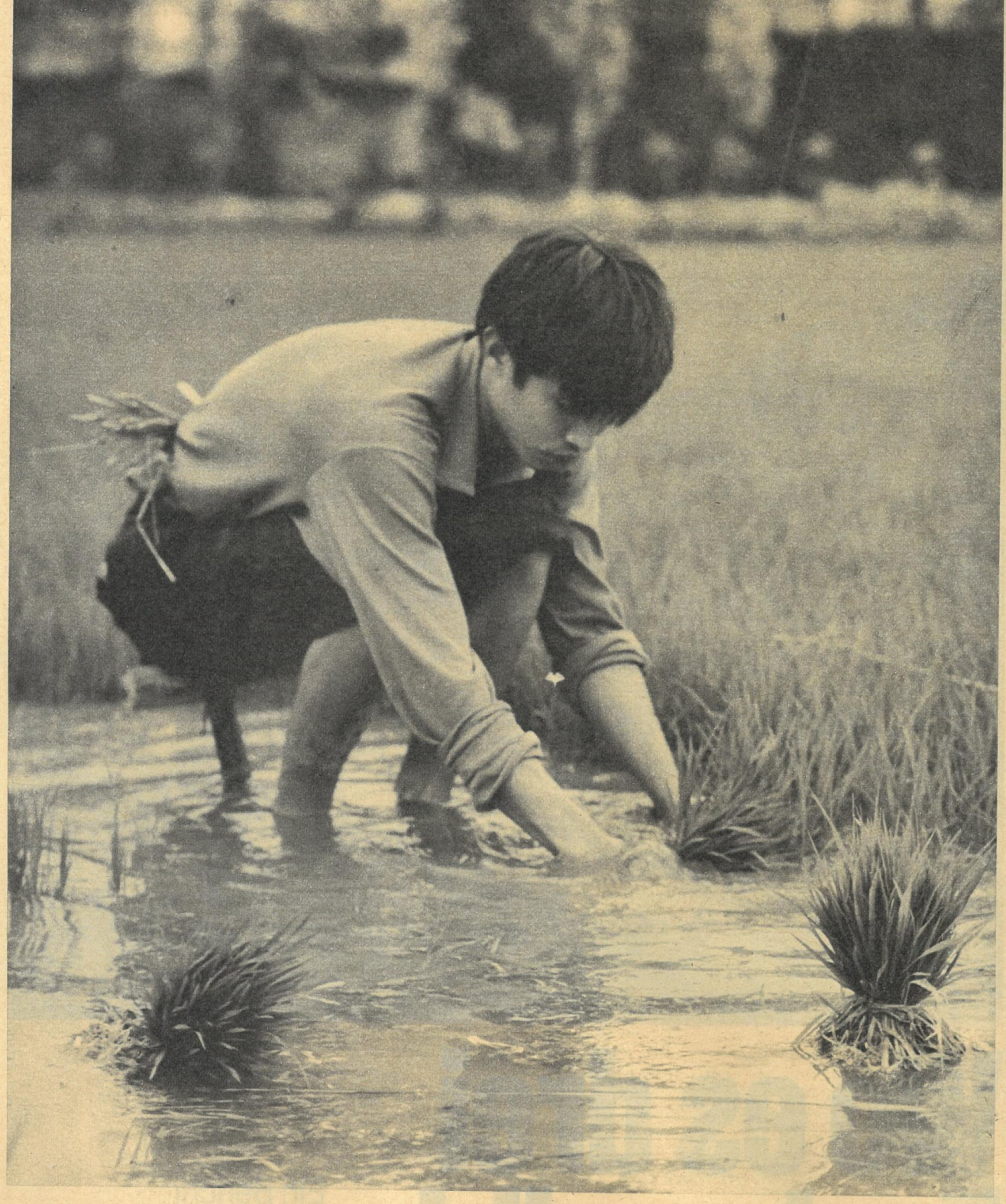
Ein Bericht
von Günther Wolfram
(Text und Bild)

In ganz China gibt es mehr als 60 000 freie Märkte

Um uns drückende Schwüle. Die Kabine gleicht einer Sauna. Aber die Stewardessen der CAAC, der chinesischen Luftfahrtgesellschaft, lassen niemanden aus der Maschine klettern. Denn draußen, über Chengdu, geht ein orkanartiges Gewitter nieder. Regen, wie aus Kannen, überschüttet die Stadt. Schon über eine halbe Stunde harren wir aus. Allein die Leute aus der Provinzhauptstadt sind guter Dinge. Für sie ist der Regen ein Segen, denn seit Wochen ist im Sichuan-Becken kein Tropfen gefallen.

Der Reis braucht Wasser und das Wasser Dämme*

Tags darauf bestätigt uns der Stellvertretende Bürgermeister Pan Zhaoqing, verantwortlich für die



Entwicklung der Landwirtschaft rund um Chengdu, daß mit dem Dauerregen wieder Zuversicht bei den Bauern eingekehrt ist. Für das Reisstecken im Frühjahr ist Wasser dringend nötig, denn der Reis wird in überflutete Felder gepflanzt.

Die Chengdu-Ebene ist eine seltsame Wetterküche. Das Klima ist subtropisch, die Sommer sind heiß, und feuchte Monsunwinde bringen milde Winter. 280 frostfreie Tage zählen die Meteorologen und messen eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 16 Grad Celcius. Im allgemeinen fällt viel Regen. Doch bleibt er aus, und es kommt zu längeren Dürreperioden, steht es schlecht um die Erträge.

Aber auch Wirbelstürme und heftige Niederschläge verwüsten die Ernte. Vor fünf Jahren regnete es drei Tage und drei Nächte hintereinander. In der Hälfte der umliegenden Kreise war die Ernte völlig vernichtet.

Sichuan gilt als landschaftlich schönste und zugleich ertragsreichste Gegend im Reich der Mitte. In allen Himmelsrichtungen umschließen schwer passierbare Gebirgsketten das Rote Becken – wegen seiner farbigen Erde so genannt. Die Wetterlage sichert eine Wachstumsperiode von elf Monaten im Jahr und begünstigt eine außerordentliche Flora: Neben Reis, Getreide, Mais, Raps, Baumwolle, Sojabohnen, Süßkartoffeln, Zuckerrohr und Erdnüssen wachsen Pinien, Kampfer, Sesam, Bambussträucher, Tee-, Maulbeer- und Ölbäume. Bei günstigen Witterungsbedingungen, ausgiebiger Düngung und schneller Fruchtfolge – Wintergerste, Frühreis, Spätreis – sind drei Ernten die Regel.

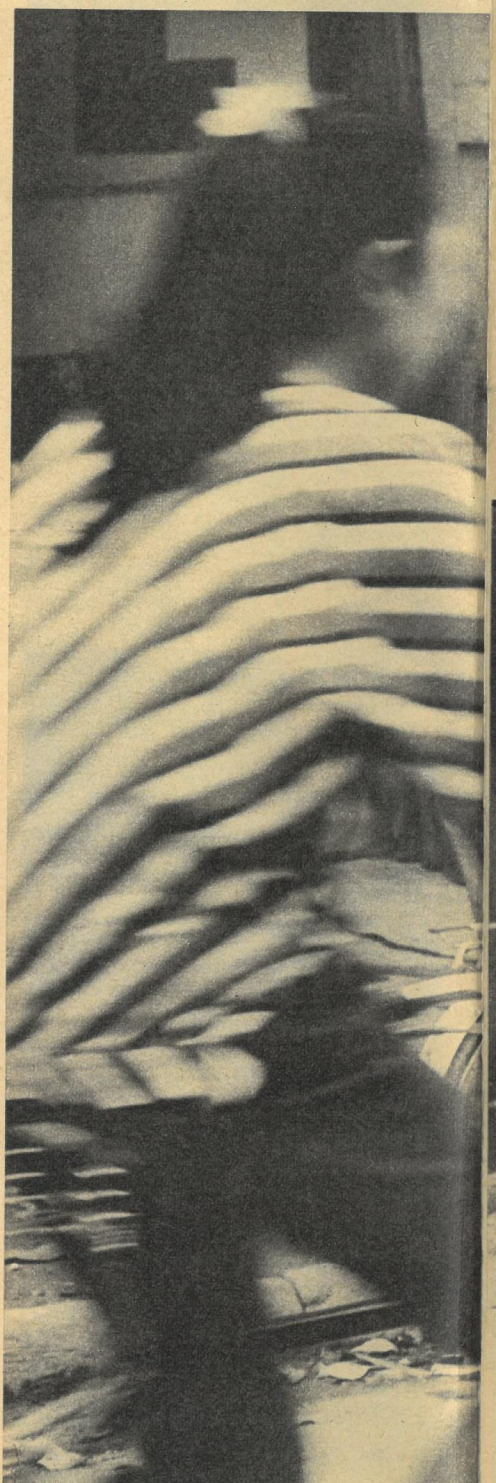
Wer viel von sich selbst verlangt, dem wird viel Glück zuteil*

Pan Zhaoqing ist um die Fünfzig, ein energischer Mann, der hier seit acht Jahren die Landwirtschaftsreform durchsetzen hilft. Die landwirtschaftliche Nutzfläche, gemessen an der riesigen Einwohnerzahl

Nach der ersten Ernte werden die Reispflanzen gesteckt

Chinas (100 Millionen ha Agrarland für 1 Milliarde Menschen), ist nicht sehr groß; d. h. 0,15 ha pro Kopf (DDR: 0,37 ha). „In unserem Stadt- und Landkreis Chengdu“, sagt Genosse Pan, „ist dieses Verhältnis noch ungünstiger, denn unser Gebiet mit 100 Millionen Menschen ist das dichtestbesiedelte. Deshalb kommt es bei uns auf die Erhöhung der Hektarerträge an und die Nutzung jedes Quadratmeters. Moderne Dünge- und intensive Anbaumethoden werden gefördert, der weitere Ausbau der Be- und Entwässerung erfolgt planmäßig.“

Der Schlüsselbegriff für die gegenwärtige Landwirtschaftsreform heißt: System der vertragsgebundenen Verantwortlichkeit. Überall begegneten wir diesen vier Worten. Nachdem sich die Volkskommunen mit ihrem künstlich aufrechterhaltenen hohen Vergesellschaftungsgrad und vergleichsweise geringem Wachstum als untauglich erwiesen hatten, wurde die Produktion für kleine Gruppen (z. B. der Brigade) oder Familien organisiert. Der Bauer und seine Angehörigen erhalten für 15 Jahre 3 bis 5 mu Land (15 mu = 1 ha), das weiterhin kollektives Eigentum der Brigade bleibt. Er verpflichtet sich, im Rahmen des staatlichen Plans eine bestimmte Menge eines Erzeugnisses (Reis oder Gerste) zu produzieren und gegen angemessenen Aufkaufpreis abzuliefern. Über den Mehrertrag verfügt er in eigener Verantwortung: Er behält ihn selbst oder verkauft ihn auf dem freien Markt. Technische Geräte leiht er von seiner Produktionsbrigade aus, von der er auch sein Saatgut erhält. Jedenfalls gegen ein entsprechendes Entgelt. So wird die Eigeninitiative des Bauern gefördert, der selbst entscheidet, wie er den Acker nutzt. Er ist gleichermaßen für Gewinn und Verlust verantwortlich. An die Stelle der Gleichmacherei in der Volkskommune („Alle essen aus dem gleichen Topf“) ist das sozialistische Verteilungsprinzip getreten: Jedem nach seiner Leistung.



Wo es drei Ernten gibt

Man bereichert sich allein durch Arbeit*

Die Straße, die in den Kreis Pixian führt, ist holprig. Wir werden in unserem Bus ziemlich durchgeschüttelt. Viele Bauern sind in der Frühe unterwegs, um ihre Waren zum Markt zu bringen: Fahrräder, vollgepackt mit Kohl und Frühlingszwiebeln; Rikschas, in denen Gänse, an den Füßen zusammengebunden, daherschnattern; Gespannführer mit zweirädrigen Ochsenkarren, auf denen kunstvoll Gemüse aufgetürmt ist; hin und wieder ein überladener LKW. Alles, was vier Räder hat, bahnt sich lautstark den Weg: Unaufhörlich hupen motorisierte Fahrzeuge und drängen Fußgänger und Radfahrer an den Rand der Straße. Ein Bild hektischer Geschäftigkeit.

Links und rechts bietet sich uns ein Blick auf die fruchtbare Ebene. Kleine Felder, auf denen Bauern Reis stecken oder goldgelbe Gerste mit der Sichel ernten. Alles mustergültig gepflegt, selbst auf den schmalen Dammkronen wachsen Kohl, Tabak oder Auberginen. In den Bewässerungsgräben blühen Wasserhyazinthen. Chinas Landwirtschaft gleicht einem intensiv genutzten Garten.

Der Weg führt uns zu einem der reichsten Landwirtschaften rund um Chengdu. In Lianglukou hat Huang Youxing seinen Hof. Eigentlich ist er gar kein Bauer. Mit Frau und drei Kindern betreibt er eine Gärtnerei und eine Baumschule. Stolz verweist der Mann auf eine Urkunde vom Parteikomitee, der das chinesische Sprichwort vorangestellt ist: Man bereichert sich allein durch Arbeit.

Ehe Huang Youxing seiner Leidenschaft, der Blumenzüchtung, nachgehen konnte, hat er sehr unterschiedliche Tätigkeiten ausüben müssen. Vater und Großvater, beide Gärtner, hatten ihm zwar ihre Kenntnisse vermittelt, doch was sollte er damit in einer Zeit, als – vor allem in den 10 Jahren der „Kulturrevolution" – Blumen verpönt waren und als kapitalistischer Firlefanz galten. Also arbeitete er zunächst als Arbeiter in der Energieversorgung, dann als Lagerverwalter in der Volkskommune, schließlich als Leiter der Gemüsebrigade.

Seit Beginn der Reform konnte er sich zu seiner alten Liebe bekennen. „Vor vier Jahren erhielt ich 4 mu Land zur Bewirtschaftung,

Huang Youxing, 43 Jahre, züchtete bisher 269 Blumen- und Baumarten in seiner Gärtnerei

Träger haben soeben Nachschub für den Markt geliefert

南橋

Wo es drei Ernten gibt

zwei Jahre später kamen nochmals 32 mu dazu“, erzählt er uns. Er ließ hundert Blumen und mehr blühen und schloß einen Liefervertrag mit der bäuerlichen Genossenschaft. Inzwischen beschäftigt er acht weitere Arbeitskräfte, denen er einen ansehnlichen Monatslohn (60 Yuan) zahlt. In diesem Jahr wird er etwa 250 000 Yuan Gewinn erzielen. „Etwa 10 000 Yuan gehen in die Brigadekasse“, meint Huang Youxing.

„Die soziale Differenzierung ist deutlich spürbar“, hatte uns tags zuvor Genosse Pan erklärt. Nur zwei Prozent der Bauern der Provinz lassen sich annähernd mit dem Gärtner aus Lianglukou auf eine Stufe stellen. Das durchschnittliche Nettoeinkommen der Bauern im ganzen Land liegt pro Jahr bei etwa 355 Yuan. Im Stadt- und Landkreis Chengdu haben sich sowohl die landwirtschaftliche Produktion als auch die durchschnittlichen Einnahmen der Bauern verdoppelt, ihre Spareinlagen liegen heute bei 96 Yuan pro Kopf. Der Wohlstand der Bauernfamilien wird nicht mehr an den „drei Rotierenden und einem Sprechenden“ – Fahrrad, Uhr, Nähmaschine und Radio – gemessen. Heute strebt man nach den „drei großen Dingen“: Fernsehapparat (1000 Yuan), Kühlschrank (700 Yuan) und Waschmaschine (500 Yuan.).

Ist der Mensch fleißig, ist auch die Erde nicht faul*

70 Kilometer vom Provinzzentrum entfernt, besuchen wir ein einzigartiges historisches Denkmal: das Bewässerungssystem von Dujiangyan. Vor 2200 Jahren (!) hat der Magister Li Bing mit seinem Sohne diesen riesigen Bau zur Regulierung des Minjiang-Flusses entworfen. Und noch heute funktioniert die komplizierte Konstruktion mit den „sechs Geheimnissen“: Pier, Damm, Kanälen, Sandbank, Verteiler und Überlaufkanälen. Der Fluß ist kanalisiert, und Wasser kann auf die Anbaufelder in 26 Kreise der Umgebung abfließen. Zugleich wird durch den Damm der Fluß bei Hochwasser gezähmt; er dient als Wasserreservoir. Erst nach der Gründung des neuen China wurde diese Anlage weiter ausgebaut, so daß heute 570 000 ha Land aus dem Minjiang gespeist werden. Der „Zwei-Prinzen-Tempel“, zu Ehren der beiden Erbauer auf einem Hügel errichtet, grüßt majestätisch in die Ebene, in der die schönsten Früchte gedeihen.

Ein Wirt beschwert sich nicht über den Appetit der Gäste*

Der Abend wird ein Fest für Gaumen, Nase und Augen. Der Allchinesische Journalistenverband hat uns ins Jin Jiang Hotel zu einem festlichen Abendessen eingeladen. Essen – das ist hier nicht allein Mittel zum Zweck; es ist ein Ritual, eine Zeremonie, es ist ein Ereignis für Feinschmecker. Die Speisen werden auf Tellern serviert, und mit den langen Eßstäbchen greift man – wenn auch noch etwas ungeübt – nach den mundgerechten Häppchen. Es ist ratsam, von einem Gericht nicht allzuviel zu nehmen, denn immer neue Köstlichkeiten kommen auf den runden Tisch. Da sind dann also: Leber mit schwarzen Bohnen, Sichuan-Krabben, Auberginen mit scharfer Soße, Schweinefleisch mit weißen Pilzen, Skrimps in Hummersoße, Hühnerfleisch mit Bambussprossen. Vor allem der Reichtum an Gemüse und Gewürzen haben Sichuan den Ruf als kulinarisches Paradies eingebracht. Mit Chilly, Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, verbunden mit Soja, Sesam, Anis, Ingwer, Nelken und Zimt sowie chinesischem Essig werden Rind, Schwein, Huhn oder Fisch zu ausgesprochenen Delikateßhappen. Überhaupt: In Sichuan ißt man besonders scharf. Hin und wieder nippt man von dem Mao Tai, einem Schnaps aus mehreren Getreidesorten. Erst zum Abschluß des Menüs wird die Suppe (Entensuppe mit frischem Koriander) gereicht, die man mit dem kurzstieligen Porzellanlöffel zum Munde führt.

Von allen Arbeiten ist der Ackerbau die Wurzel*

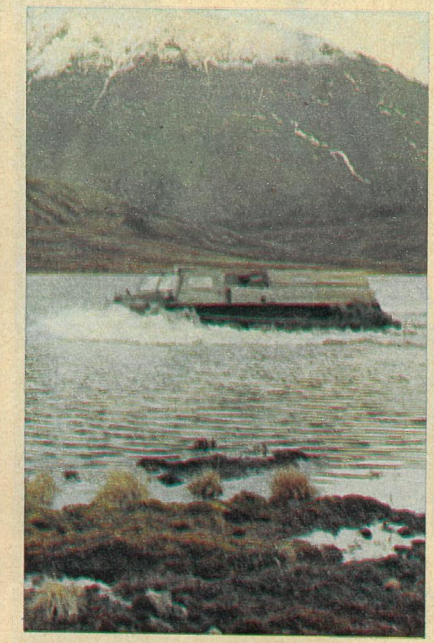
Der Vizebürgermeister von Chengdu, Pan Zhaoqing, konnte eine positive Bilanz über die Entwicklung der letzten fünf Jahre ziehen. Die Gewinne der Bauern stiegen rascher als in den zwanzig Jahren zuvor. Für 96 Prozent von ihnen haben sich die Lebensverhältnisse ganz entschieden verbessert. Die strohbedeckten Lehmhütten werden immer häufiger durch Ziegelhäuser ersetzt. Der Handel blüht an jeder Straßenecke. Der Bauer fühlt sich wohler. Seine Stellung in der Gesellschaft wird nicht mehr durch die Zahl der auswendig gelernten Zitate Mao Zedongs bestimmt, sondern durch seine Arbeit, seinen Fleiß.

Der Prozeß der sozialen Umgestaltung auf dem Lande steht erst am Anfang. Es gibt noch manche Schwierigkeiten zu meistern. Aber es bleibt dabei: Von allen Arbeiten ist der Ackerbau die Wurzel. Und das ist mehr als nur ein chinesisches Sprichwort.

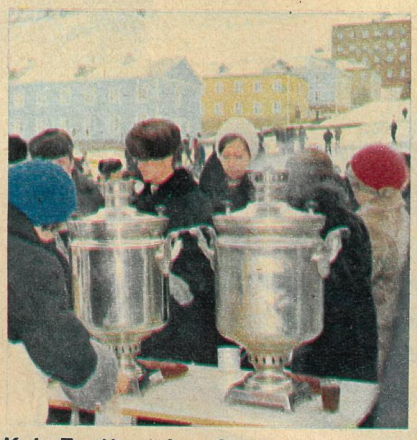
Eingangstor zur Brücke über den Minjiang-Fluß

* Alle Zwischenüberschriften sind chinesische Sprichwörter

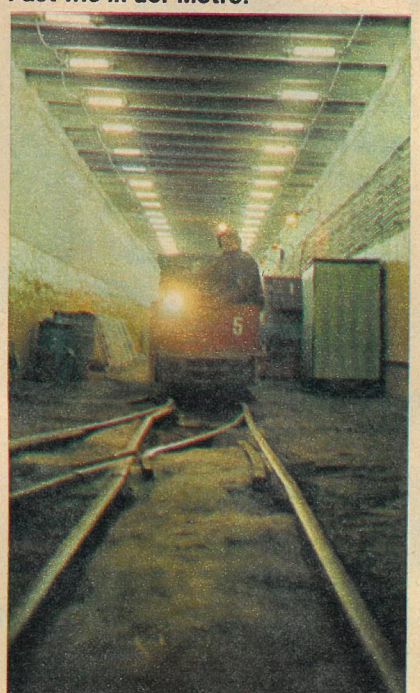
Und zum Nachtisch Wassermelonen.



Sommer auf Spitzbergen.



Kein Festtag ohne Samowar.



Fast wie in der Metro.

STANDORT:

Der internationale Rechtsstatus Spitzbergens ist einmalig in seiner Art. Nach dem Pariser Vertrag von 1920 wurde dem Königreich Norwegen zwar die Oberhoheit über das Archipel zuerkannt, doch alle Unterzeichnerstaaten haben das Recht des freien Zugangs für wissenschaftliche Forschungen, zum Fischfang und zur Förderung von Bodenschätzen. So stehen denn im Reich der Andersenschen Schneekönigin auch zwei Siedlungen sowjetischer Bergleute. Wenn die gastfreundlichen Hausherren den Zugereisten durch Barentsburg oder Pyramiden führen, dann weisen sie in erster Linie auf das hin, was bei ihnen, hinter dem 78. Breitengrad, „ganz wie auf dem Kontinent ist“: Klub und Schule, Kindergarten und Schwimmbecken. Und selbstangelegte Straßen mit russischen Namen: Russanowstraße, Starostinstraße. Wenn Briefe hierhergeschickt werden, sind weder Straße noch Hausnummer auf dem Umschlag notwendig, denn in jeder Siedlung kennt jeder jeden. 1300 Menschen wohnen in Barentsburg, 800 in Pyramiden. Die Straßen hier werden wenig befahren. Und winters sind sie selbst schwer begehbar. Alles ist vom Schnee zugeweht. Man geht auf hohen, hölzernen, kastenartigen Stegen, durch die Dampfheizungsrohre führen. In dem Raum, wo sich die Bergleute vor der Schicht versammeln, hängen an den Wänden Hinweise zur Handhabung der Sicherheitstechnik, Produktionserfüllungspläne sowie ein Plakat mit einem Eisbären und dem vernünftigen Rat: „Vorsicht! Sie greifen ohne vorherige Warnung an!“ Die Bären kommen im Frühling in die Siedlungen. Und als wüßten sie, daß sie unter dem Schutz

des Gesetzes stehen, fürchten sie den Menschen nicht, der sich auch hier nach allem sehnt, das grünt, wächst und blüht. In den Heimen der Polarbewohner findet man häufig ein Stückchen Moos im Wasser anstelle von Blumen, obwohl auch sie hier wachsen. Zum Beispiel der Polarmohn. Auf streichholzdünnem Stengel blüht er, doch seine grelle Blüte ist so klein, kleiner als die kleinste Münze. Und hängt im Zimmer ein Bild, so ist unbedingt ein Baum darauf abgebildet. Wie gern möchte man einen Baum sehen! Schwer zu glauben, daß einstmals im Tertiär auf Spitzbergen eine üppige tropische Vegetation wucherte. Doch gibt es dafür unwiderlegbare Beweise – die Kohlevorkommen. „Hinterm Meer ist ein Kälbchen und ein Hellerchen, aber die Überfahrt kostet einen Rubel", antworteten früher unsere Vorväter auf Berichte von den Reichtümern jenseits des Meeres. Diese scherzhafte Bemerkung trifft auf die Kohle von Spitzbergen nicht zu, denn der größte Vorteil bei ihrer Gewinnung im Polargebiet wird durch den billigen Transport bestimmt. Mag sie hier auch nicht so gut sein wie das Donezker Anthrazit, nicht in so starken Lagen vorkommen wie in Ekibastus. Dafür gewinnt man sie unweit des Meeres, und sie gelangt per Förderband oder Seilbahn sofort in den Hafen, von wo sie auf dem billigsten, nämlich dem Seewege, zum Kontinent gebracht wird. Die Spitzbergener Kohle liegt dicht unter der Oberfläche. Für die Gruben von Pyramiden und Longyerbyen trifft der Bergmannsspruch nicht zu: „Die Kohle auf den Berg schaffen." Hier gehen die Kumpel auf den Berg und bringen die Kohle nach unten...

Grigori Paschkow

Fotos: A. Markelow, J. Liwenkow

SPITZBERGEN

„Du meine Güte", sagte der 12jährige Steven Grove, Schüler der 7. Klasse der Sepp-Wenig-Oberschule in Karl-Marx-Stadt, „jetzt bin ich aber froh... Ausgerechnet mich mußten sie befragen..." Und er holte tief Luft. Die von ihm so respektlos mit „sie" bezeichneten Persönlichkeiten waren der Minister für Volksbildung der UdSSR, Dr. Sergej Schtscherbakow und Dr. h. c. Margot Honecker, Minister für Volksbildung der DDR. FREIE WELT war dabei, als sie das Werkzeugmaschinenkombinat „Fritz Heckert" besuchten.

„Und hier stehen wir vor einem automatisierten Fertigungsabschnitt", sagte Professor Dr. Karl-Heinz Arnold, der 1. Stellvertretende Generaldirektor des VEB Werkzeugmaschinenkombinat „Fritz Heckert", zu den beiden Ministern. Seine Gäste verfolgten interessiert die lautlosen Bewegungen eines Transportroboters. Energisch packte der seelenlose Geselle ein zentnerschweres Teil, brachte es von einem Automaten zum anderen. Das Werkzeugmaschinenkombinat „Fritz Heckert" ist ein hochmoderner Betrieb. Sein Name ist in der Welt geschätzt, seine Produkte werden in 45 Länder verkauft. Mehr als tausend Schüler aus vier Karl-Marx-Städter Schulen erhalten hier ihren polytechnischen Unterricht. Unter Anleitung von Fachleuten lernen sie sowohl an traditionellen Arbeitsplätzen als auch an modernsten Maschinen. Im Kabinett für die Grundausbildung der Klasse 7 steht der 12jährige Steven Grove an einem Schraubstock und feilt. Sein Gesicht ist konzentriert, auch durch einen Ministerbesuch läßt er sich nicht aus der Ruhe bringen.

Margot Honecker und Sergej Schtscherbakow gehen auf den Steppke zu.

„Kannst du mir erzählen, was du gerade machst?" fragt Margot Honecker.

Steven Grove legt die Feile beiseite, wischt sich die Hände an der Hose ab, und sagt: „Ich feile dieses Werkstück auf eine Größe von 90 Millimetern..."

„Genau neunzig Millimeter?"

„Ich habe eine Toleranz von plus minus 0,3 Millimeter..."

„Und du liegst in diesen Grenzen?"

„Natürlich."

Und ganz wie ein Alter nimmt Steven Grove die Meßlehre zur Hand und beweist den beiden Ministern, daß er Genauigkeit meint, wenn er Genauigkeit sagt.

Mit hochrotem Gesicht wendet er sich wieder der Arbeit zu. Als Margot Honecker und Sergej Schtscherbakow das Kabinett verlassen, wischt sich Steven Grove symbolisch den Schweiß vom Gesicht, sieht seinen Lehrer an. Der

Protokoll eines Arbeitsbesuches

Viele herzliche Gespräche mit Schülern, Lehrlingen, Lehrfacharbeitern, Meistern und Ingenieuren führten Margot Honecker und Sergej Schtscherbakow bei ihrem Rundgang durch die Werkhallen und polytechnischen Kabinette des Werkzeugmaschinenkombinats „Fritz Heckert".

nickt. Gut gemacht, Steven!

„Zwei Ziele verfolgen wir im polytechnischen Unterricht", so Prof. Arnold zum sowjetischen Gast. „Wir wollen Fähigkeiten vermitteln, die man fürs Leben braucht. Und Lust und Liebe zu einem Beruf wecken."

Dr. Sergej Schtscherbakow, seit 1984 im Amt, nutzte den Besuch in unserer Republik, um sich auf ganz praktische Art und Weise mit dem Bildungssystem der DDR vertraut zu machen. So mancher Schüler mag ihn beneidet haben: In nur vier Tagen durchlief der Minister wie in einem Zeitraffer all jene Bildungsstationen, für die die Mädchen und Jungen viele Jahre ihres Lebens benötigen. Von der Vorschulerziehung über den polytechnischen Unterricht bis hin zur Berufsausbildung... Er lernte all die Möglichkeiten kennen, die unser Staat geschaffen hat, um Leistung durch Qualifizierung zu sichern.

„Ich habe bei meinem Besuch in der DDR erlebt, in welchem Maße die Aufmerksamkeit der gesamten Gesellschaft den Heranwachsenden gilt", sagte Sergej Schtscherbakow. Ein gutes Fazit seines Besuches.

Bernd Siegmund (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Im nächsten Heft:

Freundschaftsbesuch
FREIE WELT berichtet von der Reise des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, in die KDVR, die VR China und die MVR.

Aus Vernunft vernünftig
In einer neuen Folge von Tatsachenberichten schildert FW den Kampf progressiver Kräfte um eine Koalition gegen die Unvernunft.

Die nächste Grippe kommt bestimmt!
Von Jahr zu Jahr wird unser Planet von Grippeepidemien heimgesucht. Die Forschung arbeitet an der Entwicklung neuer Präparate einer wirksameren Vorbeugung der Influenza. – Unser Foto zeigt das Allunions-Grippeforschungsinstitut Leningrad.

Forscher, Entdecker, Dichter
700 Jahre war die Mosaikkunst verschollen, Lomonossow brachte sie wieder ans Licht. Er entdeckte die Venusatmosphäre, schrieb die altrussische Geschichte auf und dichtete Oden.

Da liegt Musike drin...
Eistanz-Weltmeisterpaar Natalja Bestemjanowa/Andrej Bukin läuft nach den musikalischen Arrangements des Klaviervirtuosen Wladimir Krainjew.

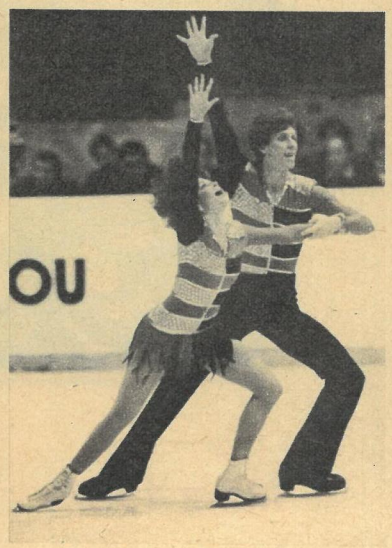


Foto: APN

Redaktionsschluß für dieses Heft: **20. 10. 1986**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Peter Muceniek

März 1987

M	D	M	D	F	S	So
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31					

April 1987

M	D	M	D	F	S	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30			

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite – will euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn ihr die sechs Teile sammelt, könnt ihr euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedes Mal mitmacht – das hier ist bereits die vierte Fortsetzung – habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir euch Völker vor, die im europäischen Teil der Sowjetunion wohnen. Es sind: die Nenzen, Kalmyken, Komi-Permjaken, Komi, Abasiner und Karelier.